Kriegsbriefe deutscher Studenten

Kriegsbriefe deutscher Studenten

Kriegsbriefe deutscher Studenten

Herausgegeben von

Professor Dr. Philipp Witkop

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha 1916

Zum Geleit

Mehr als je von einem deutschen Kriege sind wir von diesem überzeugt, daß seine ungeheueren Leistungen Ergebnisse und Notwendigkeiten des deutschen Geistes, der deutschen Seele, des tiefsten deutschen Wesens sind. Wir lächeln über den Glauben, daß diese Gewalt und Einheit der wirtschaftlichen, technischen, militärischen Erfolge einem äußeren Mechanismus und Militarismus entspringen könnten. Und je ergriffener wir den Kampf und Heroismus des deutschen Geistes in all seiner Tragik und Schönheit miterleben, desto mehr sehnen wir uns, nicht in der Tat allein, auch im Wort von ihm dauernd Zeugnis zu haben. Wir denken daran, wie einst die Entscheidungskämpfe der Völker sich zu großen epischen Rhythmen verdichteten, die nicht ein einzelner, die das Volk selbst geschaffen zu haben schien aus der drängenden Fülle seines Leidens, seines Ringens, seines neu geschärften Selbstbewußtseins, seines endlichen Sieges. Und wir sind gewiß, daß heute die inneren Voraussetzungen, die innere

ein-
…en Volkes,
…eit sich das in
… großen Lied und Mythos
zusammenschließen wird, können wir nicht wissen.
Aber die unmittelbaren Materialien können wir greifen: das sind die Feldpostbriefe unserer Kämpfer draußen, in denen Geist und Seele des deutschen Volkes vor den großen Horizonten des Kampfes und Todes Wort und Gestalt geworden sind. Und wenn wir das Unübersehbare dieser Briefe in einer sich dem Epischen nähernden Einheit umschließen, aus dem Volksganzen einen Kreis herausheben wollen, der nicht ohne Geschlossenheit und Eigenart und doch von allgemeiner Symbolkraft ist: die Kriegsbriefe deutscher Studenten. Im Kreis des deutschen Studenten liegen eine Fülle von Berufen, von Gesellschaftsklassen keimend nebeneinander, in ihm kreuzen sich Vergangenheit und Zukunft, subjektive Ergriffenheit und objektive Erkenntnis, Wachheit der Sinne und Beweglichkeit des Geistes.

So habe ich bald nach Beginn des Krieges zu sammeln begonnen, nicht nach stofflichen Gesichtspunkten, nicht nach interessanten anekdotischen Ereignissen und militärischen Geschehnissen, immer nach dem tiefsten, heimlichen Ausdruck des Geistes suchend, nach jenen … innersten Bekennt-

nissen, die — um mit Herder zu reden — aus dem „Notdrange des Inhalts, der Empfindungen“ geboren sind wie nur je ein Gedicht, aus dem „vollen, ganz von einer Empfindung vollen Herzen“, das nach des jungen Goethe Wort „den Dichter macht“.

Die einzelnen Briefe habe ich zu ihrem stärksten inneren Ausdruck gezwungen, kein Wort verändernd oder hinzufügend, nur durch Verdichtung, indem ich alles Unwesentliche fortstrich, sei es ein Abschnitt, ein Satz, ein Wort, manchmal auch — der Klarheit oder Steigerung willen — durch Umgruppierung einzelner Sätze. Die meisten Briefe sind mir durch die persönliche Vermittlung der Absender zugekommen, viele durch ihre Eltern und Freunde, andere durch studentische Korporationen. Nur einen Teil von ihnen lege ich hier vor. Das ganze Werk, das zum dauernden nationalen Denkmal werden soll, wird erst nach dem Ende des Krieges erscheinen. Und ich bitte alle Studenten, all ihre Eltern, Freunde und Korporationen, mit mir an ihm zu arbeiten durch Übersendung von weiteren Briefen in Urschrift (die sofort zurückgesandt wird), in treuer Abschrift oder im Druck der studentischen korporativen Zeitschriften. Gerade die intimen Briefe, die Selbstbekenntnisse der Seele, an deren Veröffentlichung der Schreiber nicht gedacht hat, die ganz unliterarischen, unmittelbaren, sind mir besonders wert. Durch

sie am tiefsten spricht das Unpersönliche, das Überpersönliche: die Zeit, das Volk. Und darum fällt vor ihnen wie beim Künstler die Scham persönlicher Enthüllung und Offenbarung. „Ich halte es für Ehre — schrieb mir ein Student — wenn ich etwas dazu beitragen darf, was Ihr groß und schön gedachtes Unternehmen fördern könnte. In dieser Zeit ist ja ohnehin alles, was man tut und denkt, also auch, was man schreibt, nicht Eigentum sondern Gut einer größeren Gemeinschaft.“ Den Früh-Gefallenen aber sollen ihre Briefe hier zum Denkmal der Erinnerung und Ehre werden, zum Vermächtnis ihrer Liebe, die treu war bis zum Tod.

Freiburg i. Br., Jägerhäusleweg 2.

Dr. Philipp Witkop,
Professor der neueren deutschen Literaturgeschichte.

Polen, den 4. November 1914.

Die angeführten Stellen der Baronin Suttner sind mir wirklich aus der Seele gesprochen. Aber die Nutzanwendung, die ich ziehe, ist anders. Zunächst bin ich einmal überzeugt transzendentaler Idealist, und freue mich schon als solcher, daß der Krieg die Menschen über ihre materielle Gebundenheit hinaushebt. Überwirklichen Ideen und Mächten wird hier derartig stark Dasein und Geltung entgegengebracht, daß Millionen, ihres eigenen Lebens nicht achtend, mit Gut und Blut dafür eintreten. Das ist das eine, und das andere, Bedeutendere, führt tief zu den Wurzeln aller Lebensprobleme.

Zunächst gilt es festzustellen, als was für ein Wesen sich der Mensch in der Tat wirklich erlebbar sein kann. Es gibt nur drei Fälle: als Einzelpersönlichkeit, als Nation, als Weltenbürger. Nun streichen Sie bitte einmal aus Ihrem Erleben alles aus, was ohne den Begriff der deutschen Nation nicht zu denken ist. Sie ahnen vielleicht nicht, wieviel Sie da hinwegstreichen müßten, welche Selbstverständlichkeiten von Ihnen tagtäglich einfach hingenommen werden. Eine große Gemeinsamkeit der Gesittung und Gesinnung und Weltanschauung, die von Ihnen mit jeder Äußerung Ihres Wesens, mit jedem gesprochenen und geschriebenen Wort in Anspruch genommen wird, konnte

sich nur unter dem Einfluß völkischer Geschlossenheit und national gebundenen Lebens entwickeln. Wieviel klimatische und Rassenbedingungen bei jedem Wort von Ihnen mitsprechen und Ihrem Wesen eine ganz bestimmte Färbung geben, ist gar nicht genug zu begreifen. Gerade mit dem Tiefsten und Edelsten ist der Mensch an seine Umwelt gebunden, kann er sich nur im Verhältnis mit seiner Umgebung in „Wirklichkeit" umsetzen. Und selbst wenn der einzelne sich in letzte Einsamkeit zurückziehen wollte, würde er nicht mit sich allein sein, sondern hätte er nur den Tausch gemacht, daß statt materieller Dinge die Traumgestalten und Bilder der Dinge und Menschen ihn umgeben (die sehr viel lebendiger und „wirklicher" sein können als die von den Menschen meist fälschlich sogenannte materielle Wirklichkeit). Der Mensch ist sich nur erlebbar als Gemeinschaftswesen.

Bleibt die andere Frage: wieweit soll man diese Gemeinschaft ziehen? Soll man den Kreis über die ganze Erde spannen? Es geht nicht. Immer wieder würden besondere Verhältnisse neue Eigenarten und Gesittungen hervorbringen, die den anderen unverständlich, unerlebbar, unwirklich wären. Der Mensch als Weltbürger ist ein farbloser, abstrakter Begriff. Und von jeder Abstraktion sich im Dasein entfernt zu halten, ist das Zeichen gesunder, blühender, lebendiger Zeiten und Menschen. Nie kann die Welt unseren Ideen, unserem Glauben jene letzte Gestaltung geben, die uns bis ins Innerste zu durchglühen und zu durchleuchten vermag. Jene Verwandtschaft, die uns allein an große Ideale binden kann, besteht nur bei denen, die aus einiger, lebendiger Nation herausgegangen sind. Die Nation als solche steht erlebbar und „wirklich" zwischen

dem vereinzelten und unerlebbaren Einzelmenschen und dem farblosen abstrakten Weltbürger. In der Nation allein kann der Mensch sich wirklich erleben und die ganze Welt erleben. Die Nation ist die Grenze, wo das Individuum mit dem All zusammenstößt.

Glühen Sie einmal für die Idee der Menschheit! Stets wird die Menschheit jene Züge annehmen, die Ihrem Innern lieb und vertraut sind, deutsche Züge, ohne daß Sie sich dessen bewußt sind.

Wann aber wird dieser Begriff der Nation lebendig, schlägt aus und treibt Wurzeln in unserem Innersten? Gewiß, die eigenartige Mischung von der titanischen Wucht Beethovens, dem zum Spiel erhobenen Schmerz Mozarts, die Mischung, die von Bismarck und Goethe ihre Nahrung saugt, ist immer lebendig. Aber am lebendigsten wird der Urgrund alles inneren Erlebens, die Nation, wenn alles, wenn das ganze Dasein auf diesen Urgrund gestellt wird, wenn Hunderttausende ihr Leben dafür als Opfer darbringen, weihen, monatelang im Felde liegen, wenn die Nation reitet und marschiert. Das ist dann der Triumph des Grundes, aus dem alle Kräfte stammen, über die einzelnen Verlorenen, der Triumph der Sammlung und Selbstbesinnung, der große Ruf, der aus Empfindungsarmen feierlich Erglühte schafft. Wir waren alle klein und in träger Behaglichkeit versunken vor dem Feldzug! Und wie ist jetzt jeder einzelne groß und über das Ich hinausgewachsen! Wie sind unsere kleinen Freuden und Leiden dahingesunken, wo jeder die Nähe des großen Schicksals fühlt! Und uns Beglückten im Feld ganz besonders, die wir mit Frieren und Wachen, Schmerz und Entbehren an dieses Schicksal gebunden sind, und aus mitzuckenden Nerven erleben dürfen, mit der ganzen Nähe

1*

des Körperlichen, was Ihr andern bloß im Geiste und in der Phantasie erleben dürft.

So habe ich den Krieg von Anfang an aufgefaßt. Ich habe gezittert die ersten vier Wochen, wo wir nie ins Feuer kamen und nichts taten, gezittert vor Drang nach vorwärts; und das hat nicht aufgehört. Wir sind drei Offiziere bei unserer Kolonne; und glauben Sie, daß wir uns zanken, ernsthaft zanken, wenn ein gefährlicher Auftrag für einen winkt? Meistens muß das Los entscheiden. Eine selige Hochspannung des gesamten Daseins empfinden wir hier, ein bisher ungeahntes Hochgefühl, am besten sage ich vielleicht: ein bräutliches Empfinden zu unserer Arbeit, trotz jeder Roheit, die uns umgibt — wie zum Tod oder zum Leben erneut Geweihte.

Das ist der Krieg! Und nur, wer über rein materielles Empfinden nicht hinauszukommen vermag, kann ihn anders sehen. Vielleicht wurde mir das nie so klar als einmal in Ostpreußen, da ich (bei der Verfolgung Rennenkampfs) auf einem Patrouillenritt mehrere Wagen mit stöhnenden Schwerverwundeten an mir vorüberziehen ließ. Da sah ich es wie eine Vision: wie sich über diesen einzelnen schweren Stunden einzelner die große Idee der nationalen Kraft erhob und alles Einzelschicksal weit hinter sich ließ. Wahrlich, nicht „Heldenstückchen" sollen Elend verdunkeln, nicht fürder soll man mehr von einem „frischen, fröhlichen Krieg" sprechen, aber nie und nimmer soll man vergessen, daß diese Kriegsmonate, in denen Tod und Leben in nahe Nachbarschaft gestellt sind, so voll kondensierten Lebens sind, daß sie fast symbolischen Glanz bekommen und tausendmal größere Wirklichkeit als der breite gleichmäßige Lebensstrom, in dem wir sonst umherplätschern.

Walther Harich.

Aus dem Westen

Bei Xaffévillers, Sonntag, den 30. August 1914.

Am 28. war der schrecklichste Tag meines Lebens. Ich mache seit etwa zwölf Tagen ununterbrochen Gefechte mit. Am 28. war es aber fürchterlich. Hört!

Am Abend des 27. lagen wir an einem Waldrand. Plötzlich kam die Nachricht, das Leibregiment könne sich nicht mehr halten. Wir müssen also eingreifen. Vor dem Wald schwärmten wir aus.

Ich fühlte, daß etwas Großes vor sich ging. Rechts noch die letzten Strahlen der Sonne, links brennende Häuser. Vor uns Wälder und Wiesen und ganz in der Ferne aufblitzende feindliche Geschosse. Auf den Wiesen liefen Kühe und Rinder herum. Pferde, Wagen, Kanonen, alles in Eile und unheimlicher Ruhe. Durch die Schützengräben des Leibregiments hindurch ging es lautlos durch den Ort Xaffévillers.

Ringsum verkohlte Balken, huschende Gestalten, ledige Tiere.

Auf eine Anhöhe hinauf, die wir zu halten hatten. Langsam und mühsam stolperten wir über die Felder, die mit Toten und jammernden Verwundeten lagen. Am Rande einer Mulde hoben wir dann Schützengräben für stehende Geschütze aus.

Den ganzen Tag lagen wir auf dem Bauch und hatten

nichts gegessen und kein Stück Brot. Und jetzt von 10 Uhr bis 4 Uhr graben. Was das heißt, weiß nur, der es gemacht hat.

Um ½5 Uhr fuhr die erste feindliche Granate in unsere Nähe. Wir besetzten rasch die Gräben. Je eine Gruppe von acht Mann, getrennt von der anderen durch sogenannten Umgang. Wenn eine hereinschlägt, haut sie dann nur acht tot. Wie ich jetzt weiß, war die Gegend der Artillerieschießplatz für die benachbarten französischen Garnisonen.

Ich kauerte in der Gruppe, in der auch der Hauptmann war. Die Kniee angezogen, das Gesicht an die Wand, erwarteten wir den Tod.

Schrapnell auf Schrapnell flog herein. Der Boden zitterte und bebte. Etwa 3000 Geschosse schlugen in einen Quadratraum von höchstens 400 Metern. Es gab keine Stelle, die nicht aufgewühlt gewesen wäre. Keiner sprach ein Wort. Der Hauptmann war ganz bleich und schweigsam. Niemand wußte, wo unsere Artillerie blieb. Von drei Seiten wurden wir beschossen. Wie das ging, wußte niemand. So blieben wir bis etwa 2 Uhr, als man vom zweiten Zug rief: „Der Feldwebel ist schwer verwundet." Er ging zurück. Ein Splitter hatte ihm die Schulter aufgerissen.

Wir konnten genau zählen, wieviel Kanonen die Franzosen hatten, und wußten genau: jetzt ist wieder geladen; obacht, jetzt kommen wieder vier! Es war nervenzerrüttend. Ich gab mein Leben auf, dachte nochmals an Euch, meine Lieben, und schrieb mein Tagebuch.

Ohne Pause bis ¾5 Uhr saßen wir mit krampfigen Beinen auf demselben Fleck. Oft wurden wir von einem Regen von Erde überschüttet. Gott sei Dank, schlug keine direkt in den Graben. Viele platzten nicht, sonst wäre ich nimmer.

Wir waren vollkommen ohne Verbindung mit dem Major. Ein Mann meldete sich freiwillig und trug einen Zettel durchs Feuer. Er kam glücklich wieder und sagte: „Stellung muß gehalten werden." Unsere Artillerie war ganz wo anders.

Um 5 Uhr rief der Hauptmann von der XI.: „Zu große Verluste, ich muß zurück."

Das war das Unglück. Zuerst trugen sie das Maschinengewehr nach vorn, und dann sprang die ganze XI. Kompagnie in Hast gegen den Wald. Die Franzosen schossen jetzt wie verrückt. Aus dem Tal kamen auch schon Züge feindlicher Infanterie.

Unser Hauptmann sagte: „Allein kann ich mich nicht halten. Also Tornister auf und zurück, marsch!" Viele ließen ihn fallen und sprangen davon. Ich hatte noch den Mantel an und meinen Tornister auf dem Rücken, kam daher nicht so schnell mit. Ich rannte hinten nach. Rechts und links pfiff und krachte es. Es war die wahre Hölle.

Am Rande eines Kleeackers nahmen wir, etwa 40 Mann, Stellung, da das Feuer zu arg war. Ich legte mich in die Furche auf den Bauch. Allmählich machte ich mit den Erdschollen eine kleine Brustwehr und Gewehrauflage.

Der Hauptann lag im Klee hinter der Linie. Er kroch dann in ein Granatloch 7—8 Meter hinter mir. Plötzlich krachte es furchtbar, zwei Schrapnells waren neben mir hereingefahren.

Steine und Erde flogen umher.

Dann ging ein gräßliches Schreien, Wimmern und Stöhnen an. Etwa zehn waren zerrissen.

Ich sah mich um und sah den Kopf des Hauptmanns aus dem Loch schauen. „Leute, betet, weint nicht! —

Bleibt um Gottes Willen liegen, sonst ist alles aus!" rief er. Er sah, wie seine Kompagnie zugrunde ging. Da kroch der Leutnant zu mir. Er war in den Knöchel geschossen. Ich bat, bettelte, er solle den Befehl zum Zurückgehen geben. Ich bat den Hauptmann. „Ich darf nicht. Ich muß bleiben."

Die XI. Kompagnie war im Wald gerettet. Unser guter Hauptmann war zu pflichtgetreu. Die Verwundeten krochen zu ihm hin. Das Loch hatte einen Durchmesser von 5 Meter. Neben mir beteten die Leute laut zu Gott. Ich betete still um Hilfe. Da, wieder ein Schrapnell. Ich fühlte einen Schmerz an der rechten Wade. Ich griff hin, nur ein Stein. Ein Splitter flog mir zwischen die Hände. Ich steckte ihn ein.

Da kam mein Freund Jennrich noch angerannt. Ich rief. Er legte sich zu mir. Neben ihm lag der letzte Feldwebel schwer verwundet. Er ist Cand. med., er kroch hin und verband den Feldwebel. Die Feinde kamen näher und schossen mit den Gewehren. Da rief jemand: „Der Hauptmann ist tot." „Was!" rief ich. Ich kroch zurück, um vielleicht zu helfen. Mit dem Kopf voran kroch ich in das Loch.

Lieber Gott! Da lagen 7—8 Leute sterbend und bittend. Der arme gute Hauptmann bleich und tot. Durch die Schläfe geschossen. Er hatte die Kompagnie opfern wollen, um das Regiment zu retten. Über seinem Körper der Leutnant mit zerschossenem Fuß. Er nahm die Papiere des Hauptmanns zu sich. Ich schnitt die Pistole vom Gürtel und die Karte. An das Glas und Geld dachte ich nicht.

Die armen Kerle bettelten: „Einjähriger hilf! Sag' dem

und dem meinen letzten Gruß u. s. f." Ich nahm Abschied vom Leutnant und den Leuten und kroch zurück.

Jennrich verband noch den Feldwebel. Ich bekam einen Schuß durch die rechte Mantel- und Waffenrocktasche. Es floß kein Blut.

Um mich nur Tote und Verwundete. Rechts unten noch einige in Stellung. Sie schossen auf die nahen Feinde. Plötzlich schlugen neue fürchterliche Geschosse ein. Ganze Äcker wurden aufgewühlt. Die letzten sprangen auf, etwa 20 Mann, und wollten zurück. Da schossen die Franzosen wie wild. Alle fielen. Ich rief meinem Nebenmann zu: „Bleib bei mir, Port" — so hieß er — „wenn alle springen, gibt es ein gutes Ziel. Wir gehen miteinander." Er gab mir die Hand. Ich holte eine Flasche Kognak aus meinem Tornister und gab sie ihm.

Da schreit plötzlich mein lieber Freund Jennrich schrecklich auf. Ich kroch hin. „Was ist los?" „Spengler, ich bin durch den Bauch und das Rückgrat geschossen." Mein Gott! Er wollte helfen und mußte dafür büßen.

Ich zerschnitt Koppel und Tornisterriemen und machte auf. Mitten in den Leib, durch und durch. Ich gab ihm schmerzstillende Tropfen und verband ihn rasch. „Spengler, nimm den Ring und bring ihn meiner Braut, in der Tasche den Brief auch!" Der Ärmste hatte sich vor dem Ausmarsch verlobt. „Auch Grüße an meine lieben Eltern!" Ich nahm beides und machte Mäntel und Zelte von den Tornistern der Toten los und deckte ihn und den Feldwebel zu.

Sie küßten mir die Hand.

Ich schaute um und sah schon die Franzosen. Zwei, drei Schuß, und die vordersten fielen. Mein Port war zurück-

gekrochen. Ich wäre mit, wurde aber durch das Unglück Jennrichs aufgehalten. Rechts unten sah ich noch einige Beherzte schießen. Ich ging hinunter, ganz offen. Die Kugeln pfiffen, aber was lag mir daran!

Da sagte einer: „Einjähriger, da liegt auch der Einjährige Fink.“ Was, der Fink, mein bester, liebster Kamerad! Durch Mund und Brust geschossen. Ich kannte ihn nur an den Schnüren.

Ich rief: „Fink, bester, liebster Fink, verstehst Du mich?“ „Ja“, hauchte er aus blutüberströmtem, unförmlichem Gesicht.

„Mutter“, wimmerte er. „Wo?“ rief ich. „Im Tornister?“ „Nein.“. „Im Brotbeutel?“ „Ja.“ „Die Brieftasche?“ „Ja.“ Ich nahm sie und versprach ihm, alles zu besorgen.

Er fiel auf die Seite. Da sah ich das Loch im Rücken. Ach! Ich ergriff seine Hand. Kalter Schweiß stand darauf.

Jetzt war ich allein. Die Pistole in der Hand rannte ich zurück. Jennrich ergriff noch meine Hand und küßte den Ring, den nun ich trug. „Einen Kuß meiner Braut!“ „Leb' wohl!“

Hinter mir die Feinde. Ich rannte in den Wald und fand den Weg zu einem Dorf. Da schleppten zwei von der 12. Kompagnie einen Kameraden mit sich. Ich schloß mich an. Im Dorf fanden wir noch drei.

Einige Bauern waren da. Ich ließ Wasser bringen und Licht. Ich verband den Kameraden Hand und Brust und legte ihn auf einen Schiebkarren.

Es war jetzt etwa ½10 Uhr. Kaum waren wir zum Dorf heraus, da kamen schon die Franzosen. Sie wurden von einem anderen Regiment zurückgeschlagen. Die Verwundeten wur-

den gegen 3 Uhr alle geholt. Wir schliefen in der Scheune des Dorfes, wo ein Lazarett in der Kirche war. Den Anblick werde ich nie vergessen. Ich sah hinein in die Kirche, da wir den Verwundeten abgaben. Ein kurzes Gebet für meine Lieben zu Hause und nur hinaus, hinaus!

Am nächsten Morgen ging es auf schrecklichen Wegen, an vielen Pferdeleichen vorbei, zum Sammelplatz. 270 Mann zogen wir aus, 114 sind wir noch. Kein Offizier, kein Feldwebel, nur noch drei Unteroffiziere. Schrecklich. Ich weinte wie ein Kind, gab die Pistole ab und legte mich hin.

Ich kann mich über nichts mehr freuen. Warum ich davon kam, verstehe ich nicht. Es ist ein Wunder.

Hat die liebe Mama das erbetet? oder die geliebte Großmutter?

Wilhelm Spengler.

Blâmont, den 2. Oktober 1914.

... „Der Mann muß hinaus“, dachte ich bei mir, übergab die Wache und ging aus auf Entdeckungsfahrten. Ich wollte doch wissen, wo ich mich eigentlich befand.

Durch dichtes Gebüsch schlängelte ich mich einen schmalen Steg entlang. Wunderbarer Wald ringsum. Nicht lange, so kam ich an eine Lichtung, und vor mir lag inmitten eines blühenden Blumengartens in friedlicher Stille das Schloß des Baron de Turckheim. Wie gebannt stand ich von dem Anblick, und langsam schritt ich näher, die sanfte Anhöhe hinan. Hinter mir lag Blâmont. Ein wundervolles Bild, dieses kleine Städtchen mit den rotbraunen Ziegeldächern, in den Talkessel hineingebaut, beherrscht von der alten verwitterten Ruine, die einst Bernhard von

Weimar im Dreißigjährigen Kriege zerstörte, und von der hohen doppeltürmigen gotischen Kirche. Wie ein altes, gutes, schwäbisches Städtle, so liegt es da, ein Bild des Friedens inmitten des Kriegsgetöses. Weiter schritt ich durch Gärten und Wiesen, an Weihern vorüber, und bald stand ich vor der Terrasse des prächtigen Baus. Voll Staunen stieg ich die Stufen hinan und trat hinein.

Welch ein grauenvolles Bild der Verwüstung! Die ganze Pracht und Herrlichkeit dieses Schlosses in einen Schutt- und Trümmerhaufen verwandelt, alles kurz und klein geschlagen; das wunderbare Herrenzimmer mit der kostbaren Bibliothek, mit dem schweren goldenen Heiligenschrein, das holzverkleidete Zimmer mit der stolzen Reihe der Ahnenbilder, die kostbaren Wohnzimmer mit den seltenen Möbeln — alles zerstört und vernichtet. Mit Schaudern schritt ich durch die Zimmer. Da! in einer Ecke hinten — stand da nicht ein Flügel? Wie gebannt blieb ich stehen, um gleich darauf in einem Satze hinzustürzen. Richtig! Ein Flügel: Steinway & Sons und unbeschädigt. Ein Wunder! Endlich, endlich einmal Musik! Wie schmerzlich und sehnlich hatte ich vor allem anderen gerade diese göttlichste aller Künste vermißt, und nun inmitten dieser Trümmer ein Flügel! Zum Tempel wurde mir das Gemach, und wie vor einem Altar setzte ich mich nieder. Leise begann ich, und zitternd glitten die Finger über die sonst so gewohnten Tasten. All mein Sehnen brauste in schwellenden Tönen in den Sommermorgen hinaus. Selige Augenblicke des glücklichsten Weltvergessens waren es, da ich zum ersten Male wieder Musik machen konnte. Wie aus einem Traume erwachte ich, als ich geendet. —

Da! was lag denn da unter dem Flügel? Sah ich recht! Noten? Richtig, Noten? Eilig griff ich zu. „Die Walküre", Klavierauszug mit deutschem Text. Das war der Gipfel meines Glückes! Meine Walküre hier zu finden! Bald erklangen die geweihten Töne. Jubelnder und jubelnder wuchs der erste Akt; die alte rauhe Kriegerkehle wurde wieder locker, und selten ist wohl mit solcher Inbrunst und Begeisterung das Lied von Liebe und Lenz erklungen. Draußen der Vernichtungskampf auf Leben und Tod mit all seinen Schrecknissen und seinem Grauen, und hier in diesem Eiland das deutsche Lied der Liebe. Seltene, unvergeßliche Stunden! Reich, unendlich reich und tiefbeglückt ging ich zurück zu meinem stillen Gärtnerhäuschen. Ich war daheim gewesen, hatte deutsche Musik gemacht, nun konnte ich von neuem wieder in den Krieg ziehen. Selig kam ich zu meinen Kameraden.

Hans Fleischer.

Keiberg bei Ypern, den 28. Oktober 1914.

Geliebte Eltern, liebe Schwester!

Nun muß ich Euch doch noch diese traurige Botschaft übermitteln, daß unser lieber Rudi am Sonntag, den 25. Oktober, abends 7 Uhr beim Sturme auf das Dorf G. gefallen ist, mit so vielen anderen unseres Regiments. Liebe Eltern, so schmerzlich uns dieser Verlust trifft, so seid doch immer eingedenk, daß er den schönsten Tod gestorben ist, den ein deutscher Jüngling finden kann, und daß tausende anderer deutscher Eltern ihre Söhne dem Vaterland opfern. Rudi ist ganz vorn am feindlichen Schützengraben erst heute gefunden worden. Er hat gezeigt, daß er ein ganzer

Mann und ganzer Soldat war, denn der Angriff ging unter den schwersten Umständen vor sich. Zu leiden hat er nicht gehabt, der Schuß durch die Stirn ist sofort tödlich gewesen. Seinen Tod habe ich erst heute mittag erfahren; bis dahin galt er als leichtverwundet. Liebe Eltern! ich bitte Euch nochmals, gebt Euch dem Schmerze um unseren lieben Kleinen nicht allzusehr hin, er hat ja sein Leben fürs bedrängte deutsche Vaterland eingesetzt wie so viele andere, die da mitgekommen sind aus Deutschland und nun in fremder Erde ruhen. Lebt alle wohl und nehmt herzliche Grüße von

Eurem
jetzt noch einzigen Sohn
Kurt Lommatsch †.

Nördlich Reims, Mitte Oktober 1914.

Nördlich Reims. Fünfzehn Stunden heftigstes Granat- und Infanteriefeuer von vorn und beiden Flanken. In der Nacht sammelt sich das Bataillon. Von allen Offizieren, die uns die mörderischen Kämpfe bei Maubeuge und an der Aisne gelassen, melden sich drei — nur drei. Und wir drei lernen uns kennen als Burschenschafter: Oberleutnant Reese (Alemannia-Marburg), Oberleutnant Büchel (Germania-Halle) und ich, Leutnant Bockhorn (Alemannia-Bonn). Die beiden ersten verwundet. Sie bleiben bei der Front! Treu haben wir zusammengehalten alle die Wochen, unsere kleinen Vorräte an Wein und Essen geteilt; im Schützengraben kroch einer zum anderen, um wenigstens eine halbe Stunde lang plaudern zu können. Nach den Gefechten die bange Frage: leben sie noch?

Es kam der 9. Oktober. Büchel mit eiternder Brust-

wunde an der Spitze seiner Kompagnie. Wir wurden zum Sturm angesetzt. Unter heftigstem Feuer geht's vorwärts, Schritt um Schritt, über Stoppeln und durch dichtes Waldgestrüpp. Links fällt einer, rechts zwei. Nur geradeaus sehen! Weiter!! So geht es bis zum Nachmittag, sieben Stunden lang. Dann steht das Gefecht. Wir müssen warten, bis man rechts und links auf unserer Höhe ist, damit das elende Flankenfeuer aufhört. Wir buddeln uns ein. Ich krieche mit zwei wackeren Jungen die Stellung des Bataillons ab, um zu sehen, wie es steht — vorsichtig, denn das Feuergefecht dauert in unverminderter Stärke fort.

Da liegt die 4. Kompagnie, vermischt mit anderen Truppen. Zwei Offiziere liegen da, beide Kopfschuß, tot. Ich krieche hin. Hundert Meter von ihnen liegt Büchel in den letzten Zügen, er erkennt mich nicht. Ich kann nicht warten, mein Auftrag führt mich weiter. Ich konnte Dir nur noch die erkaltende Hand drücken, lieber, gefallener Freund. Ein Beispiel warst du uns und wirst du uns sein, an Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit, an Mut und ehrenhafter Gesinnung. Weiter zur 3. Kompagnie. Mitten drin liegt Reese, von mehreren Schüssen getroffen. Aber ungebeugten Mutes leitet er weiter das Gefecht. Erst in später Nacht läßt er sich ungern ablösen. Komm bald wieder, tapferer Freund, wir brauchen dich!

Erich Bockhorn.

Vor Ypern, den 31. Dezember 1914.

In München wurden in unserem Regiment zwei Kompagnien gebildet, die nur aus Studenten bestanden; es war die 11. und 9. Kompagnie. So befanden sich unter uns sieben

Dr. ing., vier Doktoren der Philologie und drei Dr. med., die gute Praxis hatten, auf ihren Rang als Offizier verzichteten und in unseren Reihen als gewöhnliche Soldaten blieben.

Nach verschiedenen Tagemärschen in Belgien kamen wir am 29. Oktober bei Wytschaete in ein unvermutetes größeres Artilleriefeuer. Sofort wurde die 9. und 11. Kompagnie vorgeworfen. Nach Durchlauf des Waldes, der sich vor uns ausbreitete, kamen wir auf eine große sumpfige Fläche, die von Bergen eingesäumt war. Wir liefen vor bis zu einer Hecke und schwärmten aus. Ein Halbzug mußte vor. Kaum aber kroch dieser durch die Gestrüppe, setzte ein wahnsinniges Maschinen- und Infanteriefeuer ein. Fast der ganze Halbzug tot ... Einige kamen zurück mit blutigen Köpfen. Da entstand ein minutenlanges Schweigen; jeder bleich wie der Tod. Doch ein Held fand sich unter uns, der die Geistesgegenwart behielt. Er zog seinen Säbel mit dem Ruf: „Eure akademische Ehre!" und stürzte voraus. Und alles, alles eilte mit ihm. Allerdings mußte dieser Tapfere seine Heldentat sofort mit dem Leben bezahlen.

Joseph Weidmüller.

Le Sars, zwischen Bapaume und Albert,
den 30. Oktober 1914.

Mein Eisernes Kreuz wurde gestern festlich begangen, besonders erhöht durch zwei Flaschen Veuve Cliquot, die Ernst aus dem Hauptquartier unserer Armee, St. Quentin, mitbrachte. Eine besondere Freude war es für mich, daß ich die Auszeichnung über die Köpfe der drei anderen Offiziere der Batterie erhielt, so daß der Oberleutnant und

ich die einzigen Geschmückten sind; dazu kommen noch die schneidigen Unteroffiziere Lessing und v. Mikulicz, die mir sehr nahestehen.

Wenn Ihr nur wüßtet, eine wie große Rolle in diesem Kriege der akademisch Gebildete spielt! Idealismus, Pflichteifer, Heldenmut, Begeisterung: sie gehen besonders von unserer geistigen Jungmannschaft aus. Nicht nur der Militarismus, sondern gerade unsere tiefe geistige Kultur sind die Träger unseres Erfolges. Während der aktive Offizier im Kriege seinen Beruf sieht, sind wir reine, uneigennützige Idealisten, steht bei uns über all dies die Idee des „heiligen und gerechten Krieges", des Volkskrieges. Glaubt mir, zur Erhaltung der Disziplin, zur Beflügelung der Stimmung und der Energien sind wir, die Leutnants und Unteroffiziere der Reserve, unendlich viel wert. Wenn ich nur eine Persönlichkeit wie Lessing im Auge habe: uneigennützig bis auf das Äußerste, rührend besorgt für seine Leute, mutig bis zur Tollkühnheit, heiter wie ein Kind, begeistert wie ein Dichter, so arbeitet und lebt er für die Batterie und ist ihr oft mehr nützlich wie der Führer selbst. So gibt es manche unter uns. Der kleine Mikulicz-Radetzki, ein Mediziner wie ich, ist vollendete Tüchtigkeit. Gott sei Dank wird Lessing jetzt zum Vizewachtmeister befördert — ein Privatdozent der Geschichte, aber wir sind jetzt nur Soldaten, und fühlen uns so.

Eduard Friedberg.

Bei Ostende, Sonntag, den 8. November 1914.

Am Nachmittag nach Ostende. Auf dem Marktplatz genossen wir das Promenadenkonzert der Marine-Artillerie-

2*

Kapelle. Mit welchem Wonnegefühl sogen wir die Töne deutscher Musik in unsere kulturdurstigen Seelen ein! Deutsche Lieder: Die Wacht am Rhein, Morgenrot — und wie sie alle heißen! Lützows Wilde Jagd: „und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt — das ist, das ist — Lützows wilde verwegene Jagd!" klang es, und aus dunklem Waldrand huschte Rossegetrappel über die mondbeschienenen Wiesen. Und nochmals wie leise verklingendes Echo: „Das war Lützows wilde, verwegene — — —" wie Schlachtgetümmel hallt's plötzlich hinein, wie der rauschende Aufprall der gleitend sich wälzenden Wogen, die schäumend den Felsen umtoben.

Ringsum das Gewimmel von Offizieren und Soldaten. Mitten im Kriege der musikalische Genuß! Man fühlt sich von frischer Kraft durchströmt, und ein Leuchten ging über all die Gesichter, da zum Schluß die Nationalhymne gespielt wurde.

Als wir wieder gen Westen zu der Stellung unserer Batterie gingen, zuckte Blitz auf Blitz durch das Abendrot, und die Donner des erneuten Gefechtes rollten unaufhörlich.

Dienstag, den 10. November. — Heute abend war ich wieder auf Posten. Das Meer war kohlschwarz wie die Nacht ringsum, nur die Wellenkämme der Brandung schäumten schneeweiß. Im Westen fortdauerndes Donnern.

Donnerstag, den 12. November. — Wie sausen die Rosse Neptuns, gepeitscht vom Sturm; eine einzige weiße Schaummasse, die einem der Wind in Flocken entgegenjagt. Große, schwere Wolkenmassen, graugolden im Morgenschimmer, in gewaltigem Hin- und Herschieben. Dies Jagen und Stürmen, diese Donnerbrandung auf uns

zu — ihr möchte man sich entgegenstürzen mit ausgebreiteten Armen!

Gut, daß ich nicht dichten kann — sonst wüßte ich nicht, wo ich anfangen sollte. Besonders jetzt, wo der Gruß zugleich ein Abschiedsgruß sein könnte: denn soeben kommt der Befehl, uns für alle Fälle mit den letzten vier Geschützen marschbereit zu halten. Wo fange ich an? Schöpfe ich Verse aus dem dunklen Schwarz der Wogen und reihe sie auf eine goldne Schnur, die ich aus Sonnenfäden spinne? Oder bewundere ich das tiefe Grün mit den blendend weißen Schaumkronen, deren Weiß ganz dicht am Strand in Goldbraun übergeht? Weiter links wieder grüßt tiefes Blau herüber, und überall, millionenfach die weißen anschäumenden Wogen, darüber Möven, das Gleichgewicht haltend gegen den sausenden Sturmwind, der hoch in den Lüften singt und pfeift und heult, als wenn ein ganzes Höllengeisterheer losgelassen wäre. Wolkenbilder, die wie eine Luftflotte auf uns zusegeln, goldgerändert von der Sonne, die hinter mir aufgegangen und ihre Strahlen durch die Wolken bricht wie auf einem altbiblischen Gemälde — wieder immer wieder faßt uns tiefes Mitleid um die Menschheit. Und man versteht nicht, wie Menschenhaß und -hader bestehen kann vor dieser gigantischen, majestätischen Schönheit des ewigen Meeres, über dem die Sonne auf den glitzernden silbernen Schaumwellen in sieghaftem Glanze liegt.

Karl Wasserzieher.

Im Schützengraben bei Ypern, Nov. 1914.

Ihr in der Heimat könnt Euch nicht die geringste Vorstellung davon machen, was es für uns bedeutet, wenn in

der Zeitung schlicht und einfach zu lesen ist: „In Flandern fanden heute wieder nur Artilleriekämpfe statt!“ Tausendmal lieber vorgehen in verwegenem Angriff, koste es, was es wolle, als das tagelange Ausharren im Granatfeuer, wo man immer nur wartet, ob denn die nicht kommt, die einen verstümmelt oder zerschmettert. Rechts von mir stöhnt seit drei Stunden im Unterstand ein Unteroffizier, dem eine Granate beide Beine und einen Arm zerschmetterte. Den steilen Abhang des Laufgrabens hinunter ist er in der Zeltbahn nicht zu transportieren, und der andere Verbindungsgraben nach rückwärts ist ersoffen. So ist guter Rat teuer. Wer schwer verwundet ist, geht auf dem Transport aus dieser Stellung meist zugrunde. Der Tag kostete uns vier Tote, zwei Schwerverletzte und drei Leichtverwundete. Auf 60 Meter liegen wir den Engländern gegenüber und sind sehr auf der Hut, da sie gar zu gern unsere Höhe wieder haben möchten. Wir hier oben haben einen halbwegs passierbaren Graben, weil wir alles Wasser nach dem tiefer gelegenen englischen Graben ableiten. Aber unsere linken Nachbarn müssen Tag und Nacht zwei elektrische Pumpen in Betrieb erhalten, sonst können sie sich vor Nässe nicht retten. Daß wir alle wie wandelnde Lehmklumpen aussehen, läßt sich denken.

Hinter unserer Stellung haben wir unsere Bereitschaftsstellung. Ein kleines Waldtal, in dem furchtbare Nachtkämpfe getobt haben. Baum und Strauch sind von Granaten zerfetzt, mit Gewehrkugeln gespickt. Ueberall liegen in den Wasserlöchern noch die Leichen, von denen wir schon viele begraben haben. Zahllose Blindgänger von Granaten jeden Kalibers haben sich in den Waldboden eingewühlt. Französische Ausrüstungsstücke sind in Masse

zu finden. In den einen Abhang der Schlucht haben wir unsere Unterstände eingebaut: Erdhöhlen, gediehlt, mit Dachpappe überdeckt und kleinen Oefen versehen, die allerdings zum Erwärmen des Raumes nicht ausreichen, wohl aber zum Erwärmen von Speisen, ja auch zum Kochen nützlich sind. Da man sich naturgemäß in solcher Verwüstung der Natur nicht wohlfühlen kann, haben wir ein wenig nachgeholfen, zunächst einen sauberen Knüppeldamm mit Geländer die Schlucht entlang gebaut, dann aus einem nahen Kiefernwalde, der auch von Granaten geknickt war, die schönsten Baumkronen herangeschleppt und einfach in der Schlucht neu gepflanzt, allerdings ohne Wurzeln. Aber auf einen längeren Aufenthalt als von vier Wochen rechnen wir doch hier zunächst nicht, und solange bleiben sie sicher grün. Aus den Gärten der zerschossenen Schlösser Hollebeeke und Camp haben wir große Rhododendren, Buxbäume, Schneeglöckchen, Primeln geholt und nette Beetchen angepflanzt. Das Bächlein, das den Grund durchfließt, haben wir von allem Unrat gereinigt, geschickte Kameraden haben kleine Dämme gezogen und niedliche Wassermühlen eingebaut, sogenannte Paroleuhren, die mit ihren Umdrehungen die Minuten zählen sollen, die der Krieg noch währt. Ganze Weidenbüsche und Haselnußsträucher mit hübschen Kätzchen und kleinen Fichten haben wir mit Wurzeln angepflanzt, so daß aus der traurigen Einöde ein Waldidyll geworden ist. Jeder Unterstand trägt auf einem geschnitzten Brettchen einen Namen, der zur ganzen Stimmung paßt, wie „Villa Waldfrieden“, „Das Herz am Rhein“, „Adlerhorst“ usw. Zum Glück fehlen auch die Vöglein, besonders Drosseln nicht, die sich nun an das Pfeifen der Geschosse und das Einschlagen der

Granaten gewöhnt haben und uns morgens mit ihrem frohen Gezwitscher wecken.

Lothar Dietz.

Ingelmünster, November 1914.

Ich lag in Fosses bei Namur und war dort, da alle Ärzte geflohen waren, auch für die Zivilbevölkerung der einzige Arzt. Die ersten Rezepte in meinem Leben mußte ich also französisch schreiben. Es war kurios, aber es ging. Manche gute Flasche Bourgogner habe ich mit dem fünfundsechzigjährigen Apotheker in seiner Junggesellen-Behausung verzapft, während der Alte von seiner Studienzeit in Gent und Brüssel, der Junge von Deutschlands hohen Schulen, von Mensuren und goldener Burschenzeit schwärmte. Einmal wurde ich nachts in ein Dorf, eine Stunde entfernt, zu einer schweren Geburt geholt. Und es mag den belgischen Bauersleuten, den üblichen Tanten und Basen da, genau wie mir, ein ebenso wunderliches wie unvergeßliches Bild bleiben, als nach zwei schweren Stunden der „jeune docteur allemand“ hemdärmlich, mit umgeschnalltem Revolver und einer Frauenschürze, der jungen Mutter einen kleinen, zappligen, schreienden Belgier präsentierte, während draußen dumpf die Kanonen in der Ferne donnerten, die vielleicht hunderte und aberhunderte von Belgiern töteten.

Willy Treller.

Bauvin, den 18. November 1914.

Ich glaube, Ihr stellt Euch unser Leben viel schlimmer vor, als es ist. Für die Kälte gibt es Mäntel, Zelte, Decken, für den harten Boden reichlich Stroh, für den Durst Kaffee

und selten etwas Wein. Für den Hunger geröstete Kartoffeln (Leckerbissen, wenn nichts anderes zu erhalten), Schwellkartoffeln, wenn wie meist kein Fett aufzutreiben ist, außerdem das nicht schlechte Feldküchenessen. Wahre Feierstunden bedeutet immer der Postempfang für Herz und Magen, namentlich fürs Herz.

Was man entbehren muß, wird aufgewogen durch manches, was ich vorher nicht geahnt. Nie habe ich solche Andacht bei einem Sternenhimmel empfunden und so mit der ganzen Natur gelebt. Morgen, Abend, Mittag, Nacht bedeuten hier etwas. Heute früh zum Beispiel hatte es gereift, ein kalter, dunstiger, weißer Wintermorgen. Ich ging mit Joseph ums Dorf 'rum zum Bäcker. Die Sonne ging gerade winterrot auf. Leute gingen auch übers Feld, um Brot zu holen. Es war ganz heimatlich, die weißverschleierte Landschaft, Feld- und Baumgruppen und das liebliche Dorf, die frische, kalte Luft.

Seelisch bin ich wieder ziemlich in Ordnung, bin stolz, mitwirken zu dürfen, kämpfen zu dürfen für Eltern, Geschwister, fürs liebe Vaterland, für alles, was mir bisher das Höchste war. Für Dichtung, Kunst, Philosophie, Kultur geht ja der Kampf. Er ist traurig, aber groß. Das ganze Leben hier im Feld durchdringt ein erhabener Ernst. Der Tod ist täglicher Genosse, der alles weiht. Man nimmt ihn nicht mehr feierlich und mit großen Klagen. Man wird einfach, schlicht gegenüber seiner Majestät. Er ist wie manche Menschen, die man liebt, wenn sie auch Ehrfurcht und Schauer einflößen. — Es kommt keiner aus dem Krieg, der nicht ein anderer geworden.

Seid also fröhlich in Freiburg, wie wir im Feld es sind.

Rudolf Fischer †.

Berg-op-Zoom, den 9. Dezember 1914.

... Daß die Empfindungen im Kriege recht oft schmerzlicher Natur sind, ist ja klar, und ich habe vielleicht zu oft davon geschrieben. Daß daneben viel Herrliches und Wundervolles steht, ist aber ebenso sicher. Das Schönste von allem ist vielleicht die Kameradschaft im Felde, deren immer erneute Beweise einem das Herz erheben. Da ist einmal die allgemeine Kameradschaft, die durch das ganze deutsche Heer geht, und die es bewirkt, daß jeder jeden „Du“ nennt. Neulich in Amersvelde stand ich abends im wunderschönen hellen Mondschein Wache, vor unserem Quartier auf der Landstraße, und vertrieb mir die Zeit mit Rauchen und Singen. Immerzu kamen Kolonnen vorbeigezogen, bald Artillerie, bald Train. „'n Abend, Kamerad!“ riefen mir dann die vorüberziehenden Leute zu. Einmal öffnete sich auch gegenüber die Tür, und ein Pionier oder sonst was rief mir zu: „He, Posten!“ und schon hatte er mir ein Glas Bier in die Hand gedrückt. Alles einfache Dinge, aber Beweise von herzerquickender Kameradschaftlichkeit. Das erleichtert einem so vieles. Ich glaube, das allein gibt uns schon eine große Überlegenheit über die uns gegenüberstehenden zusammengewürfelten Feindesscharen — da sieht doch sicher erst jeder zu, ob der Kamerad, der da vor ihm auftaucht, auch von seinem Stamme ist. Einen Neger kann man doch nicht als Kameraden achten.

Wichtiger noch als dieses allgemeine, unpersönliche Verhältnis ist natürlich die persönliche Kameradschaft von Mann zu Mann, unter denen, die fortwährend aufeinander angewiesen sind. An keinem anderen Maßstab vielleicht

ist man so geneigt, die Menschen in gute und schlechte zu teilen, wie an dem der Kameradschaft. Wer beim Nachtmarsch ohne Weg nur auf sich bedacht ist, nur seinem Vordermann nachstürzt und nicht darauf achtet, ob sein Hintermann auch nachkommen kann, na, den nennen wir einen schlechten Kameraden. Wer trotz der eigenen Mühe noch Zeit findet, seinem Vordermann aus den Lehmkuten herauszuhelfen und den Hintermann auf die Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, das ist eben ein guter. Eine feine Unterscheidung kann man auch machen, wenn einer reichliche Feldpostsendungen verteilt: der eine gibt nur, was er nicht brauchen kann und nur das Schlechteste, weil er sich an Besserem delektieren kann, der andere gibt gleichmäßig von allem ab, ißt lieber selber die Kanten vom Kuchen und verschenkt die Mitte. Das schöne ist nun, daß die Sorte „schlecht“ in Satzkorn, dem Truppenübungsplatz, noch recht häufig war, jetzt aber fast ausgestorben ist; denn der Krieg zwingt uns ja, uns aneinanderzuschließen, jeder weiß ja, wie sehr er vom anderen abhängig ist. Am Maßstabe der Kameradschaftlichkeit aber kann man jedem bis auf den Grund der Seele sehen, und es erweist sich da, was an dem Zivilmenschen, den man sonst kannte, Aufputz war. Anderseits erkennt man den wunderhellen Kern in der unscheinbaren Außenseite manches anderen. Das schönste Beispiel hierfür ist mir mein lieber Kamerad G., ein Zweijähriger. Der Mann sieht wirklich furchtbar dämlich aus, und sein Benehmen ist unbeholfen und anspruchslos, und doch verdanke ich seiner kameradschaftlichen Hilfe unendlich viel. Und in langen Gesprächen im Schützengraben und Quartier, die mir mit die schönsten Stunden des Krieges verschafft haben, habe

ich ihm auf den Grund der Seele schauen dürfen und habe gesehen, was für ein Ringen und Streben in dem Mann ist, und wie er den weitaus meisten von denen, die sich gebildet nennen, himmelhoch überlegen ist.

Kurt Schlenner †.

Bei Maricourt, den 17. Dezember 1914.

Kurz vor 11 Uhr kam der Posten und rief leise ins Zelt: „Ablösung!“

Hundsmüde krochen der Hias und ich ins Freie, und nach wenigen Minuten standen wir wie gestern am gleichen Platz. Noch immer regnete es Bindfaden. Eine häßliche kalte Dezembernacht. Kein Stern war zu sehen, gelangweilt starrten wir ins Graue. Ab und zu knallte jenseits des Flusses ein Schuß. Bei uns war Ruhe, man fühlte die Erschlaffung auf beiden Seiten. Leise unterhielt ich mich mit meinem Kameraden. So verging langsam die erste Stunde. Der Regen hatte aufgehört, dafür tropfte es jetzt von den Bäumen.

Was der Hias nur immer hatte?! Ich bemerkte eine sonderbare Unruhe an ihm. Bald lehnte er sich an die Brustwehr und lauschte, dann wieder zuckte er nervös zusammen. „Du“, meinte er plötzlich, „paß doch emol uff, woas mer do for oan sunderbars Geräusch hört!“ Atemlos horchte ich. „Meinst dös?“ fragte ich ihn, als ich jetzt einen eigenartigen, langgezogenen Ton hörte. „Ja, itzt hör i's scho a Viertelstund lang.“ Jetzt —! diesmal war es ganz deutlich, ein langer, klagender Hilferuf. „Do drüben liagt oaner, so oan armer Teifi. Dös is oan Verwundter.“

Herrgott, bei dem Wetter, und schon seit gestern früh

lag der Arme ohne Hilfe. Im Walde konnte er kaum liegen, der war ziemlich gut durchsucht. Wahrscheinlich war er beim Fliehen auf dem freien Feld noch von einem Granatsplitter erwischt worden. Na, was ging das uns an! Seine Kameraden sollten ihn nur holen! Er mußte ja hinter dem Wäldchen, also wenige Meter vor den französischen Gräben liegen, die wir gar nicht sehen konnten.

Unsere Zeit war um. Kurz vor 1 Uhr weckte ich die Ablösung. Ärgerlich legten wir uns ins Zelt, wütend über die Franzosen, die ihren eigenen Kameraden so schmählich umkommen ließen.

Gegen 2 Uhr nachmittags, als ich mit Briefschreiben und Zeitunglesen fertig war, mußte ich eine Stunde auf Posten ziehen. — Bei Tag stand nur ein Mann von der Gruppe, also achtstündige Ablösung. Den ganzen Tag schrie der arme Verwundete um Hilfe. Wir konnten nicht helfen, wir sahen ihn nicht, und sich vor den französischen Gräben zu zeigen, war nicht empfehlenswert. Es war ein schreckliches Gefühl, untätig dastehen zu müssen und zuzuhören, wie so ein armer Soldat schon 24 Stunden um Hilfe rief. Regelmäßig jede Minute ertönte das langgezogene „Oh — la la!“ Erst schreiend, dann ging der Ruf in einen erstickenden klagenden Jammerlaut über und verstummte wieder. Bei jedem Ruf ging mir ein Stich durchs Herz: Herrgott, wenn ich mal so daliegen müßte! Zwischen so vielen Menschen, so nahe bei den Kameraden, und doch so verlassen!

Wenn der Wind sich drehte, hörte man, wie der Ärmste beständig wimmerte und weinte, sich dann plötzlich aufraffte und seinen Hilferuf ausstieß.

Warum holten denn die Franzosen den Mann nicht?

Wir konnten es ja gar nicht sehen und hätten auf keinen Fall geschossen.

Ich war froh, als die Stunde zu Ende war, tieftraurig ging ich in mein Zelt zurück.

Gegen Abend wurde es im Walde wieder lebendig. Munition wurde gebracht, Patrouillen gingen, Ordonnanzen rannten, Pioniere schleppten Stacheldraht und Balken herbei, andere gingen zum Kostfassen oder hatten sonst einen Auftrag. Kurz, die Nacht wurde zum Tag.

Unzählige Leuchtkugeln stiegen auf, schwebten sekundenlang über dem Wald, alles grell beleuchtend. Rasch warf sich jeder auf den Boden oder hielt sich vollkommen unbeweglich. Die Posten knallten nervös auf jeden Strauch. Zu allem Überfluß waren noch die Herren Artilleristen erwacht und zeigten ihre Kunst. Mit heulendem Fauchen sausten die Granaten durch die feuchte Luft und platzten mit häßlichem Getöse wie berstendes Glas. Ich dankte Gott, daß ich heute nicht den weiten Weg zur Feldküche machen mußte.

Um 8 Uhr stand ich wieder neben Hias. Der arme Franzose heulte noch erbärmlicher als bei Tag. Eine halbe Stunde hörten wir zu, bis den Hias die Geduld verließ. „So a Saubande, so a damische, lossen den eigenen Kameraden elend umkommen. Heint geht er druff, wann se'n net holn.“ „Ja, Hias, aber was können wir machen, mir tut er auch leid; er muß eben sterben.“

Nach wenigen Minuten schrie der Arme plötzlich ganz laut — gräßlich durchschauerte dieses „Oh — la — la — la la —“ die Nacht, dann war Ruhe. — Gott sei Dank! Eben ist er tot und hat seine Ruhe, dachte ich, und still betete ich ein Vaterunser für seine Seele. Nach einiger

Zeit jedoch hörten wir wieder den Hilferuf. Er mußte mit dem Tode ringen oder er hatte nicht mehr die Kraft zum beständigen Rufen.

Plötzlich sagte der Hias: „Jetzt is gnua, i koans nimmer hörn, i hol'n rüber, ob i d'Erlaubnis kriag oder net." Sprachs und verschwand.

In einer Minute stand der Bruder des wackeren Hias neben mir, er selbst rannte hinauf zu den Gräben.

Nach etwa 10 Minuten kam er zurück und teilte mir freudestrahlend mit, daß er hinüber dürfe und der Leutnant selbst mitginge. „Ob ich mit wolle, ließ der Leutnant fragen, da ich doch etwas vom Verbinden verstände und auch ein bißchen französisch spräche?" Selbstverständlich sagte ich ja.

Ich schnallte ab, steckte einige Patronenstreifen in die Manteltasche, und mit aufgepflanztem Seitengewehr folgte ich dem Hias zum Leutnant. Inzwischen hatten sich noch drei gemeldet, drei prächtige Burschen, auf die man sich verlassen kann. Rasch wurde ein Zelttuch und ein Seitengewehr mit Säge geholt, und dann rannten wir einzeln über die Wiese. Selbstverständlich waren alle Posten vorher verständigt, daß eigene Leute vor der Front seien.

Wir suchten eine lichtere Stelle auf und traten in den dunklen Wald ein. Abwechselnd arbeiteten 2 Mann, mit Messer und Säge einen Weg zu bahnen, während die andern mit schußbereitem Gewehr um sie herumlagen. Bald war man an der großen Buche. Hier ruhten wir etwas aus und berieten, wie wir am besten weiterkommen könnten. Ich tastete umher, um eine lichtere Stelle zu finden. Oft stolperte ich über Leichen, Gewehre und Tornister. Endlich fand ich einen kleinen Pfad, den sich die Fran-

zosen vor einigen Tagen durch das Gestrüpp gehauen hatten.

Ich wollte eben zurück zu den Kameraden, da faßte mich eine Hand am Fuß. Herrgott bin ich erschrocken! Wie gelähmt stand ich eine Sekunde da, riß dann mein Gewehr empor — da: „pitié — pitié!“ Vom Boden jammerte jemand um Gnade. Mir klapperten die Zähne; vor Schreck konnte ich mich nicht rühren, noch antworten. „Oh — monsieur camarade, pitié — pitié!“ Plötzlich stand der Leutnant neben mir, das gab mir wieder Fassung.

Ich kniete vorsichtig nieder und tastete an dem daliegenden Körper entlang. „Nehmen Sie sich in acht; wenns eine Falle ist, wird's brenzlich“, flüsterte mir der Leutnant ins Ohr. Schußbereit hielt er seine Pistole in der Hand. „Geben Sie mir Ihre Hand“, befahl ich dem Franzosen. Eine kalte, feuchte, zitternde Hand griff nach mir. „Wo ist Ihr Gewehr“ fragte ich weiter. Er hatte es unten verloren und sich bis hierher geschleppt, bis ihn die Kraft verließ.

Da — gräßlich drangs durch Mark und Bein, dicht über uns das jammernde „Oh — la — la!“ Einen solch entsetzlichen Ton hatte ich noch nie gehört.

Der vor uns lag, war also gar nicht der Ärmste, der immer gerufen hatte.

Und nun erzählte mir der Verwundete, daß sein Kamerad außerhalb des Waldes auf den Äckern liege und seit gestern früh so jammere. Rasch hatte ich festgestellt, daß der Korporal, wie er sich nannte, fünf Infanterieschüsse hatte. Die ganze rechte Körperhälfte war dick angeschwollen. Drei Kugeln waren ihm in Bein und Fuß, zwei in den Arm gedrungen. Behutsam legten wir ihn auf die schwere

wollene Decke, mit der er sich zugedeckt hatte, und sprachen ihm Mut zu.

„Jetzt hätten wir mal einen, aber nicht den richtigen“, sagte der Leutnant. Ich fragte den Korporal, ob wir gesehen werden könnten, wenn wir den andern holten. Erst zögerte er mit der Antwort; als ich ihm aber versicherte, daß wir ihn trotzdem hereinschaffen würden, sagte er ganz offen: „Oui, mon brave camerade allemand.“ Ich wollte den anderen schon aufgeben, da entschloß sich aber der Leutnant, ihn zu retten. „Sind wir mal frech, s'wird nicht gerade schief gehen“, meinte er, und schon hieb er mit seinem Seitengewehr das Unterholz ab. Einer blieb bei dem Korporal zurück mit dem Befehl, ihn sofort zu erstechen, wenn er um Hilfe rufen sollte.

Endlich waren wir soweit und lugten aus dem Waldrand über die Felder. Viele dunkle Punkte lagen umher, Tote, die durch die unbarmherzigen Schrapnellsplitter noch vor den schützenden Gräben erreicht worden waren. Neben mir spähte der Hias mit seinen scharfen Augen hinaus und sah auch zuerst den sich regenden Körper des armen Burschen. Der Leutnant war schon hinausgekrochen und winkte uns, nachzukommen.

Da fiel mir im letzten Augenblick ein: Himmel, wenn er erschrecken sollte und um Hilfe rufen, dann wäre alles verloren. Sofort teilte ich dies dem Leutnant mit. Die anderen blieben nun immer einige Schritte hinter mir, und ich kroch langsam zwischen den Toten hindurch zu dem kläglich wimmernden Menschen hin.

Leise fuhr ich ihm über den Arm. Erschreckt zuckte er zusammen und wollte schreien. Ich hatte mir genau zurechtgelegt, was ich sagen wollte, brachte jedoch nur

„camarade“ heraus. „Oh — oh — Dieu — Dieu“ hauchte er und stieß Laute aus wie ein freudig winselnder junger Hund. Viel reden konnte ich mit dem nicht, das sah ich sofort. Plötzlich faßte er meine Hand und preßte sie an seine Brust und Wange.

Ich befühlte vorsichtig die Arme und Beine. Wie ich am linken Bein entlang tastete, erschrack ich heftig: unter der Wade hatte es ein Ende. Der Fuß war über dem Knöchel abgerissen und hing nur noch durch einen schmalen Hautfetzen mit dem Bein zusammen. Da der ganze Körper naß war, konnte ich nicht fühlen, ob die Wunde noch blutete. Soviel fühlte ich jedoch, daß ein Tuch um den Stumpf gebunden war. Wie ich später sah, hatte er sich mit dem Taschentuch die Wunde unterbunden.

Glückselig murmelte der arme Kerl vor sich hin. Im Nu lag er auf dem Zelttuch, mit wenigen Sprüngen waren wir im Wald und legten ihn neben den Korporal. Dieser ermutigte ihn und wiederholte ein übers andere Mal: „camarades allemands braves — oh — bons.“

„Do hätte mer se, Herr Leutnant, ower den Berg do abi bringe mer die zwoa net“, sagte der Hias.

„Allerdings, meinte ich, da müssen schon vier Mann zugleich tragen, sonst geht's nicht.“ Nach längerer Beratung entschlossen wir uns, einen Weg quer durch den Wald zu hauen. Wir kamen dann auf ein Wiesental und konnten dort im Schutze des Waldrandes die Verwundeten um den Wald herum in die große Schlucht bringen. Allerdings mußten wir etwa 300 Meter vor den Augen der Franzosen über die Wiesen. Nach einer Stunde lagen die beiden Franzmänner am Rand des Waldes. Wir dampften vor Schweiß. Ohne Zwischenfall brachten meine Kame-

raden den Korporal über die Wiese und legten ihn nieder. Gerade waren wir mit dem anderen mitten im Tal, da stieg eine französische Leuchtrakete empor. Sofort lagen wir unbeweglich am Boden. Zischend schwebte der Leuchtkörper über unsere Köpfe hinweg und fiel erlöschend in den Wald.

Der Leutnant mußte zu seinem Zug zurück und übergab mir den weiteren Transport. Die anderen trugen den Korporal in eine entfernte Schlucht, wohin der Bataillonsarzt telephonisch gerufen war. Ich blieb bei dem armen Verwundeten. Gegen den Durst gab ich ihm einige durstlöschende Pastillen, die ich immer bei mir führte. Der Ärmste war ganz ruhig geworden, das beseligende Gefühl der nahen Rettung ließ ihn seine Schmerzen vergessen.

Leise unterhielt ich mich mit ihm. Er erzählte mir von seiner Frau und seinem Kind, dem Ausmarsch, wie er bis heute bei der Feldküche war, zu dem großen Angriff aber mit in die Front mußte, wo ihn das Schicksal am ersten Tage ereilte. Er war ein hübscher Mensch mit großen schwarzglänzenden Augen, dunklem Haar und Schnurrbärtchen. Das blutleere, bleiche Gesicht machte ihn doppelt interessant. Mit so lieber weicher Stimme konnte er erzählen, daß ich ihn unwillkürlich streicheln mußte: „Pauvre — pauvre camarade français!“ „Oh, monsieur, c’est tout pour la patrie!“ Ich schmiegte mich eng an ihn, da er vor Frost und Fieber zu zittern begann und schlug Zelttuch und Mantel um ihn.

Zerrissene Wolkenfetzen jagten unter den vereinzelt hervorlugenden Sternen hin, und ganz leise begann es zu regnen So lagen wir eine halbe, dreiviertel, eine ganze Stunde. Endlich nach anderthalb Stunden — fast wäre ich

3*

über dem ruhig atmenden Franzosen eingeschlafen — kamen die Kameraden. — Still weinte der Arme vor sich hin. Abwechselnd trugen immer zwei Mann die schwere Last um den ganzen Wald. Meine vor Kälte zitternden und steifen Glieder waren bald in Schweiß gebadet.

In einem geräumigen Unterstand warteten der Unterarzt und Krankenpfleger mit zwei Tragbahren. Der Korporal lag schon gut verbunden auf dem trockenen Stroh und streckte mir die Hand entgegen. Bald war der Verwundete verbunden und mit kaltem Kaffee bewirtet.

Ich mußte gehen.

Den Blick des schwerverwundeten Menschen werde ich nie vergessen, ein Blick unsagbarer Dankbarkeit und unendlichen Glücks. Ein letztes Nicken: „Bonne nuit, monsieur!" und ich stand tief aufatmend in der naßkalten Dezembernacht.

Wilhelm Spengler.

Weihnachten 1914, St. Quentin. Im Lazarett.

„Alles herunter zur Bescherung in der Kirche!" ruft unser Krankenwärter ins Zimmer. Unsere kleine Schar kam gerade noch recht, als auch schon der geistliche Pater Lucas den Oberstabsarzt bittet, mit der Feier beginnen zu dürfen. Mit einfachen tiefen Worten hebt der Geistliche die Eigenart und Bedeutung des Weihnachtsfestes 1914 in Feindesland hervor und weist auf unsere herrliche Einigkeit und Zusammengehörigkeit hin; auch diesmal feiern wir Weihnachten in der Familie, im Kreise deutscher, innerlichst verwandter Soldatenherzen. Und alle lauschen den warmen Worten, die Freund und Feind der Milde und Güte

des allmächtigen Gottes anvertrauen. Über den Pater hinweg schweifen meine Augen auf den strahlenden Weihnachtsbaum, der jene eigene, jung und alt bezaubernde Wirkung auf uns auszuüben vermag. Ich sehe die Verwundeten mit ihren Binden, die Genesenden und die Gesunden und schüchtern im Hintergrund die zurückgebliebenen Franzosenfrauen mit ihren Kleinen, die Tränen im Auge. Am Altar brennen fröhlich-flackernd die heiligen Kerzen, und über allem thront die Muttergottesstatue mit dem Jesuskind. Dieser seltsam fragende Blick in den Augen hatte für mich etwas unendlich Sprechendes, und mit innerster Überzeugung sagte ich mir: „Wie bist du noch lebendig, katholische Kirche, wie reichlich kannst du noch heute jedem geben, der ehrlich und bescheiden nach Erbauung sucht!" — — — Die Klänge des Harmoniums spielen: „Stille Nacht, heilige Nacht", — ein brausender jubelnder, befreiender Sang durchzittert aus rauhen Soldatenkehlen das kleine Kirchlein, und jubelnd klingt in steigenden Akkorden die heilige Freude sich aus. — Es folgt die Bescherung, Liebesgaben aus der Heimat. Zuerst aber sollen die armen Franzosenfrauen und ihre Kinder unsere Güte und Menschlichkeit erfahren. Niemals werde ich ihre glücklichen Gesichter vergessen. — Dann kommt die Reihe auch an uns; die Ärzte verteilen selber die Grüße aus der Heimat. Mein Gott, ich traute meinen Augen nicht, was da alles dem dankbaren Empfänger in den Helm gedrückt wurde. Zucker, Gebäck, eine Pfeife, Lebkuchen, Zwieback, Tabak, Zigaretten, Postkarten, eine große Flasche Eberlbräu, Bonbons, Pulswärmer usw. So viel der Liebe von niegekannten Menschen!

Hans Hirschhorn.

Zwischen Lille und La Bassé, 10. Januar 1915.

Heute ist Ruhetag. Die braven Soldaten haben in unserem Quartier, einem langen Kuhstall, einen Ofen an die Wand gebaut, in dem rotglühender Koks brennt. Einige liegen davor, rauchen und singen. Sachen zum Trocknen hängen darüber. Hinten in der Ecke sitzen andere am Tisch bei Kerzen und schreiben oder reinigen das Gewehr, das teure Eigen. Auch ich sitze an meiner Krippe in einem Verschlag bei einer Kerze.

Es ist wirklich Ruhetag. Denn wir haben vier Tage schwer gearbeitet. Nicht nur mit den Engländern, sondern auch mit den Elementen haben wir zu schaffen in diesem Stellungskrieg. Schlamm und Wasser füllen den Schützengraben, Wasser von unten und Regen von oben. Tag und Nacht wird geschanzt, Erde geschaufelt, Wasser geschöpft und gepumpt. Und dabei die Fruchtlosigkeit, daß alles vergeblich ist! Das Wasser bleibt. Und immer weiter fällt Regen in schweren Schauern. Dabei eine das ganze Gemüt bedrückende Nachtdunkelheit, weil jedes Licht verraten würde! Unglaublich düster diese Stimmung, wenn in dem Regen die Dämmerung undurchdringlich einfällt!

Ich kann gestehen, daß oft Ekel mich ergreift gegen das Leben in diesem Schlamm und Dreck und das unausgesetzte, naßkalte, vergebliche Arbeiten. Es sind Strapazen, die kein Mensch im Frieden für eine zivile Sache ertragen würde. Nur das macht mich ruhig, zu fühlen, wie mit den Anforderungen die Kräfte wachsen. Eine Geduld und Ausdauer fühle ich in mir, wie ich sie nie kannte und für möglich hielt. Und herrlich ist es, wie gut sich die Leute darein finden, wie keinen die Müdigkeit und Ver-

zweiflung überwindet, wenn auch der Unterstand eingefallen ist und Nächte hindurch an einem neuen gearbeitet werden muß. Freudig ist es, zu sehen, wie religiös die Grundstimmung ist, wie — wenn man die Religion als Mittelglied ansieht — die Scheu und Ehrfurcht vor Stillem zu fühlen ist. Frivolitäten kommen kaum mehr vor. Alles wird neu erlebt. Köstlich diese tragisch-späte, ungeschickte Reife und Stille! Bei alten Volksliedern weinen Leute, denen man ganz Anderes zutraute, die einen wohl gar an das erinnerten, was man früher Proleten nannte. Vaterlandslieder, Soldatenlieder und Choräle fließen mit ganz neuer, ungehemmter Unmittelbarkeit hervor. Fast immer auf Nachtposten hört man Choräle singen. Da war ein Kerl, mit dem ich gestern morgen noch im Graben Posten stand und im Wasser arbeitete, der sang einen Choral und dann eines von diesen alten, langsamen, immer etwas traurig klingenden Soldatenliedern, ein trotz aller Strapazen fröhlicher Bauernkerl — und einige Stunden später lag er tot, mit dem Gesicht im Dreck.

Das Glück in diesem reichen, unmittelbaren Erleben unseres Volkes ist mir sehr wertvoll, zumal es sicher eine Neugestaltung ist. Weihnachten wurde in dem Überfluß an Liebesgaben klar, wieviel Deutschland für uns tut. Der Mangel und die Entbehrungen, die auch Frankreich zu den letzten Opfern zwingen, machen unser Land nicht schwach, sondern stark zur Einheit des Volkes. Auch im Äußeren hat Deutschland nie eine so gute Politik gemacht, wie jetzt in der Urbewegung einer neuen Zeit. Denk' nur an die Orientfrage. Der Heilige Krieg hat etwas von Patriarchalischem, so unmittelbar geht dort alles von Gott und dem Willen des Volkes aus; es ist wie eine unwiderstehliche,

ganz elementare Bewegung. Heimlich klingt es von dort bis zu uns in den Menschen. Und es wird so bleiben: denn es ist nicht ein übermütiges, sondern ein ausdauernd angespanntes Leben und Tun, wie es nicht nur einen militärischen (gleich 1870/71), sondern von selbst einen Kultursieg begründet.

Karl Aldag.

Aschaffenburg im Lazarett, am 31. Januar 1915.

Seit dem 13. September hatte unsere Kompagnie die vorgeschobene, gefährliche Ecke bei Chivres inne. Nie hatten wir ernstlich an einen Sturm unsererseits auf 146 geglaubt, und nun sollte es doch sein! Uns erschien's heller Wahnsinn! Wir wußten genau, daß die Höhe stark besetzt, gut verschanzt und mit Drahthindernissen versehen war. Und zudem ging's scharf bergan! Nun, das Regiment hat anno 70 bei Vionville am 16. August die Sache geschmissen; wir werden uns unserer Väter würdig erweisen. Hurra! hurra Brandenburg! Noch bei Dunkelheit rückten wir an die Stelle, von wo aus wir vorgehen sollten. Hochwald und dichtes Untergebüsch verdeckten uns den Feind. Langsam verging die Zeit, um 12 Uhr mittags erst sollte der Sturm beginnen. Und noch eine Sorge hatten wir: noch nie, außer ein paar Schrapnells, hatte unsere Artillerie Höhe 146 beschossen! Aber mit Tageslicht ging's los: Hurra! unsere Artillerie und, o Freude, die schwere, wahrscheinlich Jüterbogker! Erst langsam, dann schneller und häufiger, bis das wilde Konzert von 11 bis 12 Uhr seinen Höhepunkt erreicht. Rums, bum, rums, bautz rrrumms, bums, rums, bum, rrrum ...! Es war schauerlich schön!

Wir hatten uns inzwischen unseren Gedanken hingegeben; ungehindert schweiften sie umher: Greifswald, Leipzig, Cottbus ... Heimat ... Eltern. ... Lebt wohl, lebt alle wohl! Wer weiß, ob ... Doch gleich ist's 12 Uhr. Wir stellen uns auf: ohne Mantel, ohne Tornister, nur die alte, vertraute „Knarre" aufgepflanzt in der Hand; Reihenfolge 3., 2., 1. Zug; ich bin im 1. — Fünf Minuten vor 12. Ein letztes heißes Gebet steigt hinauf zum Lenker der Schlachten: „Vater unser! ... Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel!" ... 12 Uhr!! „Dritter Zug marsch!" Nun denn auf, drauf und dran! Wir haben Glück, dichter Busch erstreckt sich bis auf die Höhe und läßt uns ungesehen herankommen. Bald aber merkt's der Feind, und wie ein Hagelwetter geht's los: Pitsch, patsch. ... Man wird taub gegen das furchtbare Sausen der Gewehrkugeln, nur vorwärts! Ohne hinzulegen geht's weiter! Da plötzlich: Tä tetete, tä tetete! Sturm! vorwärts! marsch, marsch! Die ersten Kameraden fallen ... vorwärts! Drähte! Drüber, drunter durch ... nur vorwärts! Der erste feindliche Graben in Sicht: drauf! hurra! hurra! hurra! Unsere Bajonette warten die Franzosen — Alpenjäger — nicht ab — sie fliehen! Unser ungestümes Folgen verhindert sie, sich ernstlich im zweiten und dritten Graben festzusetzen. Hurra! die Höhe ist gewonnen. Wir sind die ersten oben: einige Mann der 8. Kompagnie! Da links die Franzosen noch schießen, wenden wir uns (20 Mann ungefähr) nach links, fallen den Überraschten in den Rücken, nehmen viele gefangen und vergrößern die Lücke in der Feinde Front — bis wir in eigenes Artilleriefeuer kommen. Am Höhenrande zurückgekehrt, stoßen wir auf die inzwischen emporgestiegene und gesammelte 8. Kompagnie, der wir uns

wieder anschließen. Gemeinsam geht's nun im Sturm über die Hochfläche vor, wo zu unserem Erstaunen auch noch feindliche Gräben liegen, aus denen wir lebhaftes Feuer bekommen. Eben will ich den dritten derselben überspringen, da — geht's nicht mehr: ein Ruck am Oberschenkel. Hilflos liege ich da, neben mir ein Toter, über mir pfeifen Kugeln, Schrapnells, Granaten.

Ernst Pohl.

Tahure, den 5. März 1915.

Mit besonderer Sorgfalt, ja Liebe hüte ich mein kleines Liliencron-Bändchen. Wie oft hat mir der prächtige Detlev hier draußen die ermüdeten, abgehetzten Lebensgeister wieder aufgerüttelt. Auf einsamer Wacht, den Revolver schußbereit am Koppel, allein mit meinen, die ferne Heimat und die Lieben suchenden Gedanken, kam oft sein Geist zu mir und hielt mit mir Zwiesprache. Die Klänge des Hohenfriedbergers brausten durch die Lüfte, und über mir durch die Kronen des nahen Wäldchens ging ein Sausen. Näher und näher kam es durch die Nacht. Die Sterne funkeln. Stumm lauern die treuen Geschütze auf den Feind.

„Und kraftvoll hebt ein Adler seine Schwingen
und dreht in blaue Fernen sich empor,
als wollt' er trotzig in den Himmel dringen
und siegend einziehen durch's Sternentor.

In höchsten Höhen, Adler, mußt Du stehen,
es schlägt Dein Flügel an das Weltendach,
Du mußt mein liebes Vaterland nun sehen,
ach, send' ihm Grüsse, heiße Grüsse nach!“

Allmählich schwindet das Rauschen und Tönen. Von ferne hör ich das Stampfen der anderen Posten. Bald werde ich abgelöst.

Hei, wie wäre er mit uns gezogen — „und zischend sprang sein Degen aus dem Gatter". Hellauf hätte sein Heldenherz gejauchzt. Frisch, fröhlich und nix wie druff! Aber das war kein Krieg in seinem Sinn. Wo waren die bunten, aufreizenden Farben? Wo waren denn die schmetternden Signale zum Avancieren? Wo die brausenden, alles zusammenbrechenden Attacken? Feldgrau, erdig, in aufreibendem Stellungskampf um ein Stückchen Wald, ein Grabenstück: das war nicht sein Krieg. Lieber den gewaltigen Zweihänder und ein stämmiger Gegner.

Hugo Steinthal.

Souchez, den 11. März 1915.

„So leb denn wohl, wir müssen Abschied nehmen", lautet der Anfangsvers eines Soldatenliedes, das wir oftmals durch die Straßen der Residenzstadt sangen. Mehr denn je sind diese Worte Wahrheit geworden, und Abschied sollen diese Zeilen nehmen, von Euch, von allen, die mir nahe stehen, von allen die mir Gutes und von denen, die mir Übles wollten, und von alldem, was mir lieb und wert ist.

Unser Regiment ist nach Souchez, diesem gefährlichen Punkt, versetzt. Unendlich viel Blut floß schon den Berg herunter. Vor acht Tagen stürmten andere und nahmen den Franzosen vier Gräben. Diese Gräben zu halten, sind wir hierher beordert. Es ist etwas Unheimliches, um diese Höhenstellung. Früher schon mußten etliche Male

das eine oder andere Bataillon von unserem Regiment zur Aushilfe hierher, und jedesmal kam die Kompagnie zurück mit 20, 30 und mehr Mann Verlusten. Unsere Kompagnie hatte in den Tagen, wo wir hier oben verharren mußten, 22 Tote und 27 Verwundete. Granaten sausen, Kugeln pfeifen, keine Unterstände, oder schlechte, Schlamm, Kot, Dreck, Granatlöcher mit Wasser, so daß man drinnen baden könnte.

Schon etliche Male mußte ich diesen Brief unterbrechen. Es kamen Granaten in unsere Nähe geschlagen, große englische 28-Zentimeter-Geschosse, und wir mußten in den Keller flüchten. Im Hause nebenan schlug und begrub eine solche Granate vier Mann, die verstümmelt unter den Trümmern hervorgezogen wurden. Ich habe sie gesehen, furchtbar!

Was hatten wir vorher eine Stellung, goldig gegen die jetzige! Dort habe ich auch schon Horchpatrouillen und Patrouillen gegen den Feind mitgemacht, gefahrlos!

Jetzt muß sich jeder auf den Tod gefaßt machen, in welcher Form er immer kommen mag. Man hat hier oben zwei Soldatenfriedhöfe anlegen müssen, so viel Verluste hatten wir.

Ich sehe den Tod und rufe dem Leben Wenig geleistet hatte ich in meinem kurzen Leben, das doch meist mit Studium angefüllt war.

Gott dem Herrn habe ich meine Seele befohlen, in ihm habe ich sie ganz und fest versiegelt. Frei bin ich, alles zu wagen. Meine Ewigkeit gehört Gott, mein Leben dem Vaterland, mir selbst aber bleibt übrig Freude und Kraft.

Vaterland, Heimat! wie oft habe ich mich Deiner Wälder gefreut, Deiner Berge! Nach Euren Söhnen verlangt Ihr jetzt, und auch ich habe den Ruf vernommen und

komme, trete in die Reihen der Kämpfer und bleibe treu bis zum Letzten.

„So lebt denn wohl, Ihr Eltern und Geschwister!
wir reichen uns zum letztenmal die Hand.
Und sehen wir einander niemals wieder,
so hoffen wir auf jenes bess're Land."

Es ist schmerzlich, fern der Heimat sterben zu müssen, ohne daß ein liebendes Auge auf einen blickt. Ein Grab daheim im Kreise der Liebe, ein Grab, zu dem die Liebe kommt und weint und betet, wird wenigen Kriegern vergönnt sein. Doch still. Der Vater im Himmel hat den Schutzengel beauftragt, daß er den Sterbenden des Sterbens Not versüße; dieser beugt sich liebevoll zu ihm nieder und zeigt ihm schon den Kranz, den unverwelklichen, der oben sein Haupt krönen soll.

„Und nun will ich wacker streiten,
sollt ich auch den Tod erleiden."

Alfons Ankenbrand †.

Bei Tahure, den 4. April 1915.

In Ruhestellung, weit hinter der Hauptfront, ungefähr 40 Kilometer, Chatillon sur Bar, ein kleines Städtchen zwischen Vouziers und Sedan. Ein Teil der Zivilbevölkerung war noch im Orte. Dazu ein Train-Ackerbaukommando und Jungmännervolk aus der Gegend von Sedan, die als Gefangene auf den Feldern arbeiten mußten. Ein eigenartiges, ganz unkriegerisches Bild, wie die biederen Trainsoldaten mit den jungen französischen Burschen durch die Dorfstraße ziehen. Von ferne grollen die Geschütze in unser Tal herüber. Die Sonne geht golden unter, ihre

letzten brennenden Strahlen treffen die fremden Boden ackernden deutschen Soldaten und die widerwillig helfenden Franzmänner. — — —

Ab zur Feuerstellung, Tahure zu! — Ein Geschoßloch neben dem anderen, siebartig. Die Wälder nur noch Überreste und Trümmer, als wenn ein Orkan mit Riesenfäusten die Stämme wie Streichhölzer geknickt hätte. Vor unseren Gräben ein grauenvolles Bild: Franzmänner und Schwarze, wie sie im Kampfe fielen. Furchtbar! Noch furchtbarer, wenn durch neu einschlagende Geschosse Arme, Beine usw. der schon Toten emporgeschleudert werden.

Wer so lange in diesen Gräben stand wie unsere Infanteristen, wer in solch höllischen Angriffen nicht den Verstand verlor, muß zum mindestens für viele Dinge das Gefühl verlieren. Zuviel des Gräßlichen, zuviel Unerhörtes stürmte auf die armen Kerle ein. Es ist mir unverständlich, wie all das ertragen werden kann. Unser kleines, armes Hirn faßt das alles ja gar nicht. Man stelle sich nur vor: In Sappe 2 a unsere Horchposten. Kaum 10 m davon in demselben alten Laufgraben von uns die französische Sappe. Dazwischen Drahtverhaue. Der Kopf unserer Sappe wird aus Sandsäcken gebildet. Sieht man durch die Schießscharte, so kann man oftmals das lauernde Auge des feindlichen Postens sehen. Ein unheimliches Gefühl! So nahe, fast fühlbar, greifbar nah, zwei Menschen, einer des anderen Bewegungen, Laute ablauernd — das Gewehr langsam eingerichtet, noch ein Zögern, Lauern, ein Knall! der da drüben deckt sich. Und so lauert einer auf den anderen, Auge um Auge . . .

Hugo Steinthal,

Plankstadt, den 11. April 1915.

Es begann also meine militärische Laufbahn mit der Stellung auf dem Hof des Bezirkskommandos. Ich entdeckte in dem Hof zwei bezaubernde Supraporten in deutscher Spätrenaissance, roter Sandstein. Diese Stücke geben die typische Umwandlung des italienischen Geistes in germanischer Auffassung äußerst deutlich wieder, sie sind bewundernswert in Arbeit und Erhaltung. Es war meine letzte kunsthistorische Empfindung.

Dann wurden wir in eine Gruppe gestellt zum Transport nach Bruchsal oder Schwetzingen. Ein Soldat mit hochalemannischem Dialekt führte uns zur Bahn, er hatte das Eiserne Kreuz und etwas wundervoll Überlegtes und Überlegenes in seinem dunkeln Bauernwesen. Ich werde nie vergessen, wie er einmal ganz langsam sprach: „Dreimal neun macht siebenundzwanzig und eins dazu macht achtundzwanzig.“ Wahrhaft Gotthelfische Erdenfestigkeit lag in dieser nicht ganz mühelos entwickelten Feststellung.

Dann wurden wir zur Bahn geführt. Es war ein unwiedergebbares Gefühl. Hunde umkreisten die Kolonne, viele Leute standen und winkten, und es ging gleichmäßig inmitten fremder, gleichmäßig bewegter junger Körper durch die holde und vertraute Stadt.

Wir wurden von einem Feldwebel begleitet, der in Rußland verwundet war. Er war fast ein „bel-homme“ im romanischen Sinne, schwarz und von schlanker, ungeistiger Männlichkeit. Es griff mir tief ans Herz, als er, auf die untergehende Sonne deutend, sagte: der Soldat im Felde denke wohl jeden Abend daran, ob er die Sonne am anderen Tage wiedersehen dürfe — — —

Spät abends kamen wir in Schwetzingen an. Von dort aber wurden wir weiter geführt nach Plankstadt, wo in gewöhnlichen Zeiten gar keine Garnison ist. Der Mond stand voll am Himmel, ein unerschöpfliches Spiel von kleinen Wolken träumte glänzend dahin. Es war der gleiche holde Anblick wie in der Nacht, da ich Florenz verließ.

In Plankstadt angekommen, wurde uns eine Kleinigkeit heißen, nach Kaffee schmeckenden Wassers eingefüllt, von einem vorsorglichen Feldwebel, dann ging es in unser Nachtquartier — — den Saal einer Wirtschaft, und zwar einer sehr elenden. Dort lagen Strohsäcke und Decken, man wies sie uns an. Der Feldwebel, der sich mit mir über Beruf und Herkunft unterhalten hatte, fragte mich in diesem Augenblick: „Nun, wie wird Ihnen?“ Ich erwiderte: „Ich finde es sehr interessant“ — und das war keineswegs posiert, sondern es war wirklich alles so neu und merkwürdig für mich, daß ich es mehr interessant als etwas anderes fand.

Ich begann in dieser Stunde mein neues Leben episch zu emfinden, das heißt: mich zustimmend und gelassen einzufügen, nicht mehr wie der lyrisch empfindende Mensch Entzücken oder Widerstand mein Inneres beeinflussen zu lassen.

Am anderen Morgen und in den nächsten Tagen folgten allerlei bureaukratische und militärische Dinge. Der eigentliche Dienst, die körperliche Durcharbeitung ist sehr wohltuend, ich empfand in den ersten Tagen ein niemals gefühltes Ausgeruhtsein meiner Nerven, ein wundervoll animalisch-schweres Wohlsein.

Wir bekamen einen ganz ausnahmsweise lieben Unteroffizier, einen freundlich-väterlichen Mann mittleren Alters,

der fast sogleich herzliches Vertrauen in mir weckte. Zuweilen blickte er mit seinen maßvollen, hellfarbigen Augen so sinnend in sich selbst hinein, daß er mich einmal zwingend an den Geist Dürerscher Apostelstudien gemahnte. (Es ist seltsam, daß Dürer eigentlich viel mehr alemannische Typen als bayrische gibt, von der Apokalypse an, wo es besonders hervortritt, bis zu den letzten Zeichnungen.)

Keine Klosterregel kann so streng sein wie der Militarismus, der von einer unvergleichlichen Liebe bis zum kleinsten erfüllt ist, und für alles einen Griff vorschreibt. Bewußt preußische Empfindungen brechen stark in mir durch. Schließlich ist jeder Preuße doch ein Stück geborener Soldat, auch ich. Und die Möglichkeit, Unteroffizier und vielleicht mehr zu werden, erfüllt mich mit Ehrgeiz und Begeisterung.

Das Symbol des Infanteristenlebens scheint mir das Marschieren. Es ist von einer epischen Wucht sondergleichen, und das Gefühl der Zusammengehörigkeit ist so gewaltig, daß ich glaube, ein Mensch läuft noch mit blutenden Füßen stundenlang in der Kolonne mit, um erst hinzustürzen, wenn sie sich auflöst. Auch das Flimmern des feinen Staubes zwischen den Gehenden gehört untrennbar dazu.

Kurt Piper.

St. Maurice, den 16. April 1915.

Die Erlebnisse der letzten Wochen bedeckt das eine Wort: Combres. Vor allem um Ostern war es da stürmisch, ab 5. April. Miserables Wetter, kalt, regnerisch. In den Schützengräben auf der Höhe 30—40 cm Wasser und Schlamm. Die Kleider, ein Gebilde aus Lehm, durch-

näßt, schlangen sich saugend und drückend um die erstarrten Glieder. Nicht allein die Mütze naß, auch die Haare auf dem Kopfe, nicht allein die Beine, auch die Füße in den Stiefeln. Und so mußten wir einmal 24 Stunden hindurch aushalten. Dann mehrstündiges grauenhaftes Granatfeuer, daß man wahnsinnig zu werden drohte, dann zum Schluß der Sturmangriff der Franzosen, endend in eine blutige Metzelei. So ging's Tage hindurch — Tausende von Leichen. Die Schützengrabenkämpfe sind was unsagbar Gräßliches. Oft schießen mehr als 100 Kanonen auf ein paar dem Feind genau bekannte Gräben.

Da werden, um ein Wort Friedrichs des Großen zu gebrauchen, die Eingeweide zu Eisen und das Herz zu Stahl. Es kann auch gar nicht anders sein. Das ist das eine Gute. Man wird stark. Dieses Leben fegt mit seinem Sturm alles Schwache und Sentimentale fort. Man wird an Ketten gebunden, der Selbstbestimmung beraubt, geübt im Leiden, geübt in Selbstbeherrschung und Selbstzucht.

In erster Linie aber: man wird verinnerlicht. Denn man erträgt dieses Dasein, diese Schrecknisse, dieses Morden nur, wenn der Geist seine Wurzel in höhere Sphären schlägt. Man wird zur Selbstbesinnung g e z w u n g e n, man m u ß sich mit dem Tode abfinden. Man greift — als Gegengewicht zu der fürchterlichen Wirklichkeit — zum Edelsten und Höchsten. Man ginge seelisch zugrunde, fände man nicht den Glauben an eine gerecht waltende überirdische Macht, und drum findet man diesen Glauben, und drum werden wir Soldaten die Apostel eines starken Gottesglaubens sein, — und dieser Gottesglaube führt uns zum Glauben an unser Volk und dieser Glaube zu einer innigen Liebe und diese Liebe zur größten Opferbereitschaft.

O wie wir uns als Deutsche fühlen! Mit derselben Erbauung, mit der ein Mütterchen die Bibel liest, lese ich die Briefe Friedrichs des Großen. Ist das erhaben! Meine Liebe zum alten Fritz ist grenzenlos. Das Büchlein sollte eines jeden gebildeten Deutschen, vor allem Preußen, Lieblingslektüre werden!

Luther, Bismarck, Dürer, Goethe — ein ganzer Sternenhimmel leuchtet in uns. Ein Zufall hat mir Dürers „Ritter, Tod und Teufel" in kleiner feiner Wiedergabe in die Hände gespielt. Das ist mein größter Schatz. In den Größten des Volkes sehe und suche ich die Seele des Volkes. Als Soldat habe ich mein Leben angeboten für die Erhaltung und Gedeihung dieses Volkes.

Gerhart Pastors.

Bei Vieville, den 15. Mai 1915.

Daß Kornmesser gefallen ist, tut mir sehr leid. Ich war von Marburg her sehr eng befreundet mit ihm und Jüngst. Nun sind beide fürs Vaterland gestorben. Das ist doch das Größte. Immer wieder jetzt bei unseren Kämpfen, wo man in die Stellung ging mit dem Gedanken, oben zu bleiben, wo man immer am besten tat, hier unten völlig mit allem, was man hat, abzuschließen, da ist es mir so stark wie nie sonst zum Bewußtsein gekommen: Wer sein Leben hingibt, der wird's erhalten zum ewigen Leben. Nicht nur im Tode hingeben, das ist dabei nur eine — ich möchte sagen mehr technische Frage, wie man halt gebraucht wird — vielmehr sein Leben nicht mehr sein nennen, sondern dessen, dem man's verdankt: Gott, Vaterland. Und dann ist man auch ganz ruhig und kann anderen helfen. In den Ruhetagen gehe ich oft nach dem benachbarten

4*

Vieville, wo unser nächstes Feldlazarett ist, unsere Leute zu besuchen. Jetzt habe ich schon eine Menge Freunde dort. Und das ist immer der andere Teil meiner Feldseelsorge. Vorn im Graben, wo doch kein Pfarrer hinkommen kann, und hinten im Lazarett, wo der Zugführer wieder ganz anders wirkt als der Pfarrer. Geist und Amt! Die Urgemeinde mit ihren Charismen hatte doch recht! Nirgends sah ich's so, wie hier im Felde. Alles mit den Leuten zusammen zu haben und dabei noch die Sorge für ihre Seelen! Solch ein Gottesdienst ist das Schönste!

Wolfgang Stämmler, cand. theol.

Allaines, den 30. August 1915.

Je länger ich im Kriege bin, desto freudiger sehe ich das Leben an. Wie außerordentlich sich der Mensch im Krieg vertieft, hätte ich nie für möglich gehalten. Ich bin mit unendlich viel Menschen zusammengekommen, mit Akademikern, Militärs von Beruf, Kaufleuten, Arbeitern usw. Und jeder tut sein Bestes, um teil am Siege Deutschlands zu haben. Niemals gäbe es dieses Maß höchster Pflichterfüllung, ernstester Arbeit, wäre der Tod nicht so nah vor Augen. Solch eine Größe von Gesinnung und Kraft kann nur der Krieg zur Entwicklung bringen. Diese Zeit, die zum höchsten Idealismus und Optimismus berechtigt, ist die schönste Zeit meines Lebens. Und was die Strapazen betrifft, so wächst mit ihrer Überwindung unser Soldatenstolz. Wir erleben Schillers Wort:

„Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein."

Fröhlicher sind wir als alle, die ihr Leben daheim im Klubsessel verbringen, am meisten dein Kamerad

Hans Hirschhorn.

Schützengraben vor Prosnes bei Reims,
den 9. Oktober 1915.

Ihre kleine Büchersendung hat fast verklungen geglaubte Töne versunkener, hinter mir verlorener Geisteswelten in mein steiles, staubiges und kaltes Karnickelloch hereingeweht. Während draußen über den Graben das dröhnende Gepolter französischer Granaten rollte, ist es mir wieder geschehen, daß ich über dem feingeästeten Kunstwerk edelster Stilkunst in Korolenkos Novellen die brutale Nähe eiserner Todesgefahr vergessen konnte, und daß aus dem oft sinnlos scheinenden Wirrsal dieser Tage vornehmer Wellenschlag großer Kunst mich hinüberspülte in jene schönere Wirklichkeit gespiegelten Lebens, die ich fast staunend erst wiedererkennen mußte aus Stunden ruhigeren Daseins.

Ich habe in letzter Zeit häufig über den Krieg nachgesonnen, weil mich das Bild seiner unmittelbaren Gegenwart unendlich mehr erschüttert hat, als ich es zuerst wahr haben wollte. Alles was ich zu Hause vom Kriege gedacht hatte, ist wie Zunder aufgeflogen vor der ungeheuren Gewaltsamkeit seines Daseins als Tatsache. Ich mußte, um von der Gewalt der Tatsachen nicht umgerissen zu werden, von neuem zu denken anfangen. Und ich habe von neuem mit dem Problem des Krieges und der Kunst gerungen. Unmittelbar hat der Krieg wenig mit Kunst zu tun. Von der gehobenen Aufnahmekraft des schaffenden

Künstlers, von der Fülle der Anregungen, die auf ihn einströmen sollen, scheint mir eher das Gegenteil der Fall. Das künstlerische Eigenleben, jene schönere Spiegelung äußeren Daseins, verstummt vor der ruchlosen Brutalität des Granatenhagels. So bin ich zu dem Schluß von der großen Spaltung zwischen Krieg und Kunst gekommen. Aber wie im Grunde nirgend in der Welt zwei Dinge so könnten gespalten sein, daß nicht eine schöne, wenn auch leichtgebaute Brücke von einem zum anderen führte, so hat sich mir in tröstender Aussicht eine neue, tiefere und unendlich wertvollere Verbindung zwischen beiden eröffnet. Im richtigen, wahrhaftigen Erleben des Kriegs als eines Weltengeschehens liegt diese wunderbare, einigende Kraft. Im wahrhaften Erleben des Krieges scheint mir eine gewisse Verwandtschaft zum tragischen Erleben zu liegen. So wie wir Lebenden am tragischen Tode eines Helden selber mitsterben, indem wir auf jenes Nichts zurückgeworfen werden, aus dem wir stammen, das ein Alles ist: so gibt uns das Erleben des Krieges eine Befreiung von endlichen Schranken und einen tiefen, wohltätigen, berauschenden Trunk aus dem Becher des Chaos. Nicht das ist das Größte, daß wir für andere, für die Volksgenossen, für die Heimat sterben: größer ist, daß wir für uns selber, für unser künftiges Leben sterben, daß die reinigende Kraft des Todes uns dem Leben, dem reineren, geläuterten, von Ewigkeitswerten erfüllten Leben wiedergibt.

Im Blick auf das Unendliche löst sich alles Unwesentliche leichthin ab, da werden die ewigen Gedanken geboren, ewige Werte geschaffen, Sterne unserem künftigen Dasein. Im Uferlosen klammert sich unser Anker in den festesten Boden, in den der Religion. Und aus dem Boden

der Religion, der erhöhten Menschlichkeit, wächst das höhere Kunstwerk. So wird das mystische Erleben des opfervollen Kriegstodes die heilig reine Quelle, in der sich Dinge beider Welten gleich labevoll spiegeln: Berge der Erde und Wolken und Vögel des Himmels. — — —

Ich würde nicht so breit meine Gedanken dargetan haben, wäre mir das innere Leben nicht so viel mehr wert als alles, was außen geschehen kann. Meine Schicksale sind geringfügig, zu geringfügig, um erzählt zu werden: ein paar Stunden Trommelfeuer, Minuten höchster Lebensgefahr, Nächte der Aufregung in Erwartung feindlicher Angriffe.

Ich hoffe, daß um wertvoller Inhalte willen, denen ich gern leben möchte, ich der künftigen Zeit bewahrt bleibe.

Hans Fecht.

In Flandern. 15. November 1915.

Am Freitag Morgen machte unsere Artillerie einen Feuer-Überfall, der von der Gegenseite wenig beantwortet wurde — wir aber wußten, was uns bevorstand. Und tatsächlich — am Sonnabend morgens um 11 Uhr setzte eine feindliche Antwort-Kannonade ein, die fürchterlich war. Minen, von der kleinsten bis zu den schweren Torpedo- und Flügel-Minen, Artillerie von vorn und der rechten Flanke, und nur ab und zu Gewehrschüsse. Zu allen Seiten unseres Unterstandes im sogenannten Granatwäldchen ein ohrenbetäubendes Krachen berstender Granaten, stürzender Baumstämme. In immer kürzeren Schlägen folgten der Knall von Abschuß und Einschlag aufeinander, und jeder Augenblick konnte den letzten hilflosen Abschluß bringen.

Ich selbst hatte mich in mein unvermeidliches Geschick ergeben. Eine seltsame Ruhe umgab mich, und unaufhörlich klangen mir jene Worte eines Bremer Geistlichen ins Ohr, welche dieser mir ins Feld sandte: „Täglich dürfen Sie sich stärken durch das Bewußtsein, Träger der größten Sache auf Erden zu sein. Sie tragen mit Ihrer Seele, die trotz allem glaubt, und tragen mit Ihren Fäusten, die gegen alle Feinde schlagen. Gott mit Ihnen — und drum vorwärts und aushalten! Es geht auf jeden Fall zum Leben in ihm!“ Dieses Letzte „Es geht auf jeden Fall zum Leben in ihm!“ das war es — „zum Leben in ihm“ für das deutsche Vaterland — auf jeden Fall! — Ich hatte meine selbstgewollte vaterländische Pflicht erfüllt — das war mein Stolz; ich hatte meinen Glauben an einen Höchsten wiedergefunden — das war meine Freude. — — —

Kürzlich ging es einmal zum Hürdenbaume. Ein lichter Dunstschleier hing über den in leuchtenden Farben prangenden Wäldern; tiefdunkles Fichtengrün mischte sich mit goldfarbenem Ahornlaub; rechts durch die Wipfel tiefblauer Himmel, umsäumt von rosafarbenen Wolken. Wir kamen an einem Waldfriedhof vorbei — ein Tor aus braunen Fichtenstämmen und oben in goldener Schrift: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt“. Hier ruhten sie all die Kameraden in fremder Erde, unter ewiggrünen Wipfeln, die den Winden Heimatgrüße gaben und nahmen. Wunderbar, fast märchenhaft erlebte ich eine heilige Stunde.

Rudolf Dünnbier.

Aus dem Osten

Bei Czenstochau, den 27. September 1914.

In jenen Tagen sah man das ganze südliche Ostpreußen in den Straßengräben. Man sah sie auf ihrer unendlichen Wanderschaft aus dem Kriegsgebiet nach dem Westen. Da zogen die Handwerker- und Bauernfamilien die Chausseen entlang. Das wenige gerettete Gut auf irgendeinem Gefährt, das mit Hunden, alten Pferden, Kühen bespannt war. Hinten am Wagen die Milchkuh angebunden. Die Weiber mit hochgeschürzten Röcken, die Kinder auf dem Arm, auf dem Rücken, an den Händen. Ganze Dörfer lagen sie zusammen, von den Truppenzügen, die weiter mußten, an die Gräben gedrängt, wo sie hauseten. Tagelang. Bis in den September hinein. Es waren schöne Tage, aber die Nächte waren schon kalt und voll feinem Regen. Da schenkten sie sich gegenseitig die Wärme des Körpers und die tröstenden Umschlingungen der Arme. Es war immer dasselbe, wohin wir auch kamen, dasselbe altbiblische Bild. Derselbe zitternde Alte, der mit der Kuh dem Wagen vorausschritt, den Weg erfragend, den unendlichen, der in die Fremde und in die Hablosigkeit führte. Da sahen wir nicht mehr, wie einzelne Menschen, sondern die ganze große menschliche Familie auf der Wanderschaft war. Die Männerheere, die sich dem Feind entgegenschoben, und hinter ihnen die Zitternden, Schwa-

chen, Unmündigen. Sahen alle Funktionen richtig verteilt: Männer, die die Flinten trugen und Frauen, die ihre Leibeswärme schützend über die Heimatlosen deckten. Und sahen nichts Unerlöstes mehr, nichts Überspanntes, und dachten lächelnd an die Tage zurück, wo wir unseren persönlichen kleinen Instinkten die Privaterlösung suchten und ganz vergessen hatten, daß wir alle irrende Menschen sind, die einen da, um den schweren Kampf zu kämpfen, die anderen, um von ihres Leibes Wärme zu schenken. Hier wußte keiner mehr von Liebe und Sehnsucht, weil sie alle die Liebe und Sehnsucht waren. Und wir fühlten alle, daß in dem einzelnen der Bronnen des Lebens nicht lebendig ist.

Walter Harich.

Marienburg, den 25. August 1914.

Zum 28. August (Goethes Geburtstag).

Den großen Tag gilt es diesmal ganz besonders zu feiern. Denn jetzt soll es sich ja zeigen, wieviel uns an Lehre geworden ist. Ich kann wohl sagen, alles andere ist wie Spreu zerstoben, nur Goethes Gedächtnis ist geblieben. Meinen Dank habe ich versucht, in Worte zu bringen. Ich schickte Dir eine Abschrift. Schwer war's, in diesem wirren Tagestreiben die Sammlung aufzubringen, doch war es sehr notwendig und ist gelungen. Es ist mir dies sehr wichtig, so wichtig, daß ich mich entschlossen habe, den Aufsatz an eine Zeitung einzusenden. Viel läge mir daran, daß er veröffentlicht würde. Denn da ich nun im Felde liege zum Schutze der Grenzen dieses Volkstums ist es auch mein Recht, etwas zu sagen vor vielen und einzutreten für das, was ich für wahr halte.

Gerade in den letzten Tagen, als ich hier die Verwundetentransporte gesehen habe und die flüchtenden Bewohner der ostpreußischen Provinz mit ihren armseligen Bündeln und den verschüchterten Kindern an der Hand, da ist es mir ganz klar geworden, was geschehen ist, und daß es nicht anders geht als wie es gefordert wird: Die Starken müssen eine Kette bilden, um einem Einbruch zu wehren; denn die Schwachen flüchten. Nun muß ich mich zu den Starken zählen.

Wenn ich mich in die Kultur meiner früheren Zeit zurückziehe, ist es nicht mehr, mich abzusondern und loszulösen, sondern nur, um mich zu festigen für das Kommende. Etwas Neues hat begonnen. Und in abermals anderer Weise ist mir der Sinn der Worte aufgegangen: „Und so lang Du das nicht hast — Dieses Stirb und Werde".

28. August 1914.

Ich bin sehr guter Zuversicht. Heute an Goethes Geburtstag mehr als je. Als ich mit meinem Korporal zusammen auf dem Strohsack liegend im Morgengrauen erwachte, war es ganz still. Ich war mir sogleich der Bedeutung des Tages bewußt. Griff sogleich zu dem westöstlichen Divan, der nun wirklich und wahrhaftig neben der Pistole lag.

Fritz Klatt.

4. September 1914.

Tage gibt es nicht mehr und Stunden zählen nicht in dem großen Reigen des Todes und des Elends. — Von Marienburg mußte ich in einer Nacht gänzlich unerwartet

und aus tiefem Schlaf zum Alarm. Man gewöhnt sich bald an die Strapazen, die ja gemeinsam ohne irgendwelchen Unterschied ertragen werden müssen. Das Schlimmste sind die Seelenleiden solcher großen sinngemäß durchgeführten Zerstörung und Vernichtung jedes Lebendigen: Die Dörfer und Städte, durch die wir kamen, sind so verwüstet, daß jeder Gegenstand einzeln zerschlagen ist. Die Glasscheiben, die Porzellane zertrümmert, die Maschinen der Landleute systematisch verbogen und zerstört. Ich sah in einem Schloß die zerstreuten und zerfetzten Familienpapiere von mehreren hundert Jahren.

Unendliche Mengen von Flüchtlingen bedecken mit ihren auf schlechten Karren gestapelten Habseligkeiten die Landstraße, und in entgegengesetzter Richtung, feindwärts, zieht das Heer, alle Waffengattungen, in immer wechselnden Abteilungen, von Staubsilber überwölbt. Ich konnte gestern an einer Stelle die vielfach sich windende Straße überblicken. Es sind unzählbare Massen.

In den vergangenen acht Tagen griffen wir als letzte Unterstützung in ein offenbar siegreiches Gefecht ein. Mit sehr starken Eilmärschen mußten wir immer hinterdrein und hörten nur den Kanonendonner, ohne doch hineinzukommen in die Sphäre des Todes. Nachts gab es vielfach Aufregung und Alarm. Ich machte sehr wichtige Beobachtungen in bezug auf die Wirklichkeit der Empfindung. Selten habe ich so klar gesehen, als in diesen Zeiten. Alles Grauenerregende des Krieges ist mir schon vor den Sinn gekommen in wirklichster Wirklichkeit. Ich selbst bin ziemlich gesund. Auch freue ich mich, daß ich ruhig bin und von Tag zu Tag lebe.

Fritz Klatt.

14. September 1914.

Der Kampf scheint sich einem siegreichen Ende zugeneigt zu haben. Die ersten Tage war unser Regiment in Reserve, am dritten wurde es eingesetzt. Wir hatten dort ein sehr schwieriges Gelände. Waldstücke und Kartoffeläcker. Unser Major fiel gleich zu Anfang des Gefechts, auch sonst gab es viel Verluste. Das Sausen der Geschosse durch den Wald war grausig. Doch hatte ich mehr Verwunderung über das Neue des Zustandes als Angst. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, daß dies Sausen ringsherum mir tötlich werden könnte. Schließlich wurde der Feind durch unterstützendes Maschinengewehrfeuer aus dem Walde vertrieben.

Entsetzlich war nachher der Anblick des Schlachtfeldes mit den Toten und den ächzenden Verwundeten, den toten Pferden, den zerstreuten Tornistern, Gewehren und zersplitterten Bäumen.

Es sind das natürlich Erlebnisse, deren Gestalt mir weithin Beschattung des Lebens geben wird.

Man sieht übrigens diese Dinge nicht auf einen Blick. Man sieht vielleicht ein Taschentuch, das purpurrot und feucht glänzend von Blut ist und sieht daneben einen Arm, aus dessen Wunde das Blut stammt. Man sieht das leichenfarbene Gelb eines gänzlich zusammengefallenen Gesichts. Man sieht vor allen Dingen immer wieder die geöffneten und halbgeöffneten Augen der Toten, die noch feucht von Leben glänzen und doch schon erstarrt sind. Man sieht auch unvergeßliche Schönheit: ich sah junge Soldaten, Kriegsfreiwillige, wie schlafend in der Stellung der Ariadne auf Naxos, die den schnell eintretenden Tod ganz ruhig

und freundlich erwartet hatten, als würden sie dadurch kräftig zu vielen Taten des Lebens.

Alles dies vereint sich zu einem grauenvollen Bilde des Verderbens und zeigt sich in seiner herbsten Kraft und Schönheit. Und dann bin ich selbst dabei, nicht nur einer, der zuschaut, sondern einer, der mit eingespannt ist in das eiserne Gefüge. Es ist das etwas jenseits von Kunst und Bild. Ich weiß nicht, was das ist. Daneben bleibt mir auch die Tollheit des gegenseitigen Blutvergießens nach wie vor entsetzlich rätselhaft. Hundert andere Gedanken gehen nebenher noch durch den Kopf, und darüber hin schwebt überall die Idee des unbedingt hingegebenen Gefühls an die Notwendigkeit des Schicksals: „Nach dem Gesetz, wonach Du angetreten."

Fritz Klatt.

26. September 1914.

Heimat: Wie ich doch erst jetzt das Wort so ganz schätzen kann, wo ich mitten in der Fremde in Feindesland mich befinde! Sie haben recht, viel wird von den Zurückgebliebenen künftig verlangt werden. Er wird lächerlich sein, jeder, der seine Kraft nicht zur Entfaltung bringt. Noch mehr, er wird Sünde begehen. Denn das Land hat soviel an Blut verloren, daß jeder Tropfen, der irgendwo noch lebendig fließt, zu Nutzen des Ganzen fließen muß. Ich kann mir sehr wohl denken, daß Ihr Leben und Tod in diesem wahrhaft gemeinnützigen Sinn verlaufen wird. Für mich kann ich nichts voraussagen: so nahe dem Tod, körperlich und seelisch zu äußerst angespannt, verändert sich täglich das Maß, mit dem man mißt:

Neulich an einem besonders schwierigen Tage, als wir

von morgens früh an marschiert waren und gegen Abend ein Regen einsetzte, der Feind die Dörfer vor uns hielt, und wir in der Nacht zum Sturm vorgehen wollten, kam mir alles noch erträglich vor. Mein Körper bewegte sich leicht und schnell, meine Stimme hatte Kraft, Regen und Nässe fühlte ich nicht, weil der Körper genügend Eigenwärme hatte. Nur hatte ich Durst. Ich wußte: den ganzen Tag über hatte ich mit Trinken gespart, meine Feldflasche war noch halb voll Zitronenlimonade. Nun griff ich nach hinten und fühlte, daß beim Rennen querfeldein der Korken sich gelockert hatte und alles Wasser ausgelaufen war. Das war wie ein Zusammenklappen des ganzen Organismus. Ich mußte plötzlich weinen, so entsetzlich elend fühlte ich mich. Der Durst, der vorher gar nicht so unerträglich gewesen war, wuchs zu etwas Unstillbarem. Ich hatte ein äußerstes Maß an Kraft aufzubringen, um diesen an sich doch so kleinen Unfall zu überwinden. Dies ist beispielhaft. Das Kleine wird groß und das Große klein. Der Verstand muß schweigen und der Instinkt redet laut.

Wir sind jetzt schon weit in Rußland einmarschiert, noch ist vom Feind wenig bekannt. Gestern zogen wir an Czenstochau vorüber, heute kamen wir durch eine Kalksteingegend. Dünne Grasnarbe ist über die kahle Fläche gespannt, so dünn, daß sie vielfach reißt und der weiße Fels zutage tritt. Die Gebirgsformation, das gerundete, geformte hielt meine Augen den ganzen Tag über in Tätigkeit. Ich fand sogar eine versteinerte Muschel während des Marsches, zart eingeprägt in den Kalk und in jeder kleinen Rippe deutlich gestaltet. Ich war ein wenig stolz darauf. Denn bei den langen Märschen sieht man gewöhnlich nichts als seine eigenen Stiefelspitzen, die sich dicht über dem

Boden weiterschieben, wie schwarze Mäuse, die in stetem Rennen bleiben.

Vor uns befindet sich nur österreichische Kavallerie, so daß wir diesmal in ziemlich erster Linie marschieren. Auf allen Wegen durch Sand und Schlamm schleppen sich die Wagen und die Geschütze. Für die Infanterie bleibt nichts als querfeldein zu laufen. Vorgestern und gestern zog noch alles hintereinander in langen Kolonnen auf den Wegen. Nun aber ist die Armee im Aufmarsch, alles geht nebeneinander und wächst in unabsehbare Breite. Selbst nachts im Traum sehe ich nichts als diese große und breit sich ergießende Bewegung.

Fritz Klatt.

Bei Czenstochau, den 26. September 1914.

Wie ich den Sieg bei Tannenberg erfuhr? Ich hatte an einem Tage einen Melderitt zur benachbarten Division zu machen. Die Jäger bei Lahna zusammengeschossen. Ich kam abends vorbei. Da lagen sie um spärliche Feuer: tote Offiziere, Sterbende, Verwundete, die sich am Feuer mit den Zähnen die Wunden verbanden. Eine Trauerstätte das Ganze. Am nächsten Tag hatte ich ein Artillerie-Detachement zu suchen, das keine Munition mehr haben und entsetzlich leiden sollte. Ich ließ meine Munitionswagen an einer geschützten Stelle neben einer schweren Batterie zurück und ritt allein nach vorn. Eine gänzliche Einsamkeit umfing mich. Weit und breit kein Mensch zu sehen. Ganz vereinzelt lagen Leichen irgendwo im Walde oder in einer Ackerfurche. Ich irrte mehrere Kilometer weit. Das Dorf Thymau, wo meine Artillerie liegen sollte, hatte ich längst hinter mir. Ein furchtbares Schweigen war um mich. Und keine Spur

von unseren Truppen. Endlich, ganz weit am Horizont, sah ich etwas blitzen, in einer Waldecke. Ich ritt dorthin. Und nun sah ich eine unserer Batterien: 2 Geschütze in Klump geschossen. Die Leute der anderen saßen stumfpsinnig um ihre Kanonen. Ohne den geringsten Ausdruck im Gesicht. Einige hatten sich ausgezogen und wuschen sich in einem kleinen Bach, der hinter der Batteriestellung floß. Völlig ausgepumpte Menschen, aus denen nichts herauszubringen war. Von dem Artillerie-Detachement Thymau wußte niemand etwas. Ich ritt noch weiter vor. Und wieder umfing mich das tiefe Schweigen. Du hast von der „typischen Leere" des modernen Schlachtfeldes gehört. Dies war aber noch anders. Trostlos, rettungslos. Endlich, als eine weite Ebene vor mir lag, die am Rande mit bewaldeten Höhen abschloß, in denen die russischen Stellungen waren, mußte ich es aufgeben. Ich ritt zurück, aber einen anderen Weg. Von unserer Infanterie keine Spur. Endlich ganz weit zurück, beim Dorf Seythen, sehe ich lebendige Gestalten. Eine Infanteriedivision sammelt sich nach dem letzten verlustreichen Sturmangriff. Sammelt sich zu einem letzten Versuch. Von allen Seiten kommen sie tropfenweise heran und lagern sich um ihre Fahnen. Ermüdet vom langen Umherirren. Ausgehungert und geschwärzt. Nur noch ein eiserner Wille. Alles andere Menschliche ist ihnen erstorben. Noch in den nächsten zwei Stunden haben sie Alle Heldentaten verrichtet. Ich ritt weiter zurück, dem Strom der Verwundeten nach, der hier rückwärts sich ergoß. Ich komme an den hinteren Verbandplätzen vorüber. Dort arbeiten die Ärzte. Nur nichts sehen, nicht sehen! Aber die Augen finden von selbst hinzu. Ich sah das furchtbare Gesicht des Krieges, hörte Schreie

5*

und sah zerstückelte Gliedmaßen. Und plötzlich hinter mir Hufgetrappel galoppierender Pferde. Zwei mir gut bekannte Offiziere. Schon von weitem schwenkten sie die Arme: „Sieg, Sieg! 4 russische Armeekorps haben sich soeben ergeben.“ Aber da geht es auf einmal von neuem los. Die Luft rauscht und klirrt von Geschossen. Die Gewehre krachen, und immer hört man das „Tack-Tack“ der Maschinengewehre. Die beiden Siegesboten werden unsicher. Noch weiter zurück! Wilde Verwirrung, herumjagende Reiter, ausgeschwärmte Infanterie. „Zwei russische Kavalleriedivisionen sind durchgebrochen und auf dem Wege hierher.“ Ratlosigkeit, Verwirrung. Soll man Widerstand leisten? Zwei Divisionen gegen die eine Landsturmkompagnie und unsere Handvoll Karabinerleute? Ich finde meine Kolonne, und den Revolver in der Faust lasse ich meine Leute ausschwärmen. Sei es drum. Ich hatte nach alldem das Gefühl: Es ist ja doch alles verloren, alles verloren! —

Es war nur ein bloßes Gerücht gewesen, wie es in überspannten Augenblicken mit furchtbarer Gewißheit entsteht, eine Fata morgana der Phantasie, der überreizten Nerven. Man setzte sich nieder und brannte die ausgelöschten Feuer wieder an.

Eine halbe Stunde später kam die Kunde, dass 100000 Russen gefangen, die russische Narew-Armee vernichtet sei.

Das hat nach all den Aufregungen keinen großen Eindruck mehr auf uns gemacht. Ich hatte den ganzen Tag das Gefühl einer Niederlage mit mir herumgetragen und in Gedanken auch den Sieg schon einige Augenblicke durchgekostet. Da war für die Tatsachen kein Raum mehr in

mir. Auch die anderen waren alle sehr müde, und für uns kam der Sieg viel zu spät.

Walter Harich.

2. Oktober 1914.

Nach 42 km Marsch sind wir spät ins Quartier gekommen. Wir sind nun schon wieder nahe am Feind. Der Kanonendonner ist deutlich vernehmbar. Sonst ist uns aber nichts bekannt, weder von der Lage im großen noch im kleinen. Wir marschieren nur ununterbrochen, schon seit sechs Tagen und sollen nun kämpfen.

Ab und zu empfinde ich es immer noch seltsam und raumhaft, so in den Wirbel der großen Ereignisse gerissen zu sein, so ganz als Handelnder, in der ersten Linie Tätiger. Ungeheures ist von unserer Truppe geleistet worden; oft waren die Wege so grundlos, daß man weit über eine Stunde zur Überschreitung einer kleinen Wiese brauchte. Rechts und links vom Weg liegen die toten oder gänzlich erschöpften Pferde. Und es ist herzjämmerlich, wie die jüngsten und zartesten der tapferen Mannschaft allmählich blaß werden und wanken und schwer atmen und wieder ihre letzte Kraft anstrengen und ihre Füße spornen und schließlich doch zurückbleiben. Erst gehen sie noch neben der Marschkolonne her, Rotte um Rotte überholt sie, und sie verschwinden, bleiben liegen, werden aufgesammelt.

Besonders die zugekommenen Leute sind das, die die Lücken auszufüllen bestimmt sind und doch nun gleich wieder Lücken lassen im Körper des Regiments. Gestern abend kamen sie an zu elf Mann und sangen Lieder zu Ehren des Vaterlandes und ihrer Jugend.

Was hier geschieht an edler Hingabe aller und jeder

Kraft, das ist unbeschreibbar, und Ihr daheim könnt das niemals wissen und erfahren.

Fritz Klatt.

Vor Iwangorod, den 14. Oktober 1914.

... Von dem Schlimmsten habe ich Ihnen noch gar nichts geschrieben. Das sind nicht die Schlachten, nicht die Haufen von Toten, bei denen wir in den Kampftagen ständig vorbeikommen, auch nicht die Verwundeten (denen hilft die Morphiumspritze, und sie liegen ruhig und friedlich in dem Stroh der requirierten Bauernwagen). Das Schlimmste für mich sind die Leiden, die man durch diese Anstrengungen Menschen und Tieren verursacht. Soeben haben wir mein erstes Reitpferd verscharrt, ein herrliches Tier, das tatsächlich totgehetzt wurde. Totgehetzt von mir! Können Sie sich vorstellen, daß ein friedlicher Mensch wie ich einfach ein Pferd durch Sporn und Schläge tot zu reiten imstande ist? Es geht eben nicht anders, man muß vorwärts, immer vorwärts. Dieses ewige Antreibenmüssen! Da steht man neben einem Gespann, das nicht mehr weiter kann, und zwingt die Reiter mit Güte und Drohung, aus den Pferden Unmögliches herauszuholen. Die armen Tiere können nicht mehr, und man ergreift dann selbst die Peitsche und haut unbarmherzig auf die Viehcher los, bis es wieder weitergeht. Das ist das Furchtbare, daß man ständig an die Tiere Anforderungen stellen muß, denen sie nicht gewachsen sind. Über die Kraft geht hier alles. Das Unmöglichste wird möglich gemacht. Man steht und schnautzt, und es geht. Bis eines oder das andere zusammenbricht.

Oder können Sie sich vorstellen, daß ein fiebernder

Mann mit brennenden Augen zu mir kommt und jammert, er könne nicht mehr weiter — und ich ihn anfahre, er solle mich mit seiner verfluchten Migräne zufrieden lassen und sich in die Front zurückscheren! Können Sie sich das vorstellen? Aber es muß sein. Über die Kraft ist hier alles. Mein Gott, wir selbst leisten ja unmögliche Dinge. Aber kann man es von jedem anderen auch verlangen? Man selbst weiß, daß man für den deutschen Gedanken in der Welt kämpft, daß man germanisches Empfinden gegen asiatische Barbarei, gegen romanische Indifferenz verteidigt. Man weiß, was auf dem Spiele steht, wenn nicht jeder seine Pflicht bis zum äußersten tut. Aber die Leute? — Wievielmal haben wir uns, als wir in dieses gottverlassene Land kamen, gesagt, daß es unmöglich ist, hier des Nachts vorwärts zu kommen. Es ist wirklich unmöglich. Und dann kamen Befehle, die am Tage nicht zu erledigen waren — und es ging auch in der Nacht. Es ging, weil es gehen mußte. Weil der „Befehl" das Unausweichliche ist, das ausgeführt werden muß, das Schicksal, das Allesbestimmende. Was der „Befehl" ist, das merkt man erst jetzt. Er ist das, was unserem Volk die Überlegenheit über die ganze Welt gibt.

Walther Harich.

16. Oktober 1914.

Seit sieben Tagen geht die Schlacht hin und her. So entsetzlich ist, was ich gesehen und gehört habe, daß es weit über die Fassungsgabe geht. Es handelt sich um die Einnahme der Festung Iwangorod und das Zurückschlagen des Feindes über die Weichsel; mehr weiß ich nicht von den großen Plänen der Heerführer. Nur unzählige Einzel-

bilder des Schreckens und der Größe schwirren in meinem Geist noch völlig ungeordnet. Eines nur weiß ich und habe es gewonnen vor allen, die in der Heimat geblieben sind: ich weiß, was das Leben wert ist, da ich nun weiß, daß der Tod so vielfach und unnennbar ist und etwas, das man kennt, in seiner Unausweichlichkeit, wenn solche Erlebnisse vorübergebraust sind. Ich habe wahrlich keine Furcht mehr vor dem Tod und werde sie wohl niemals mehr haben.

Die Verluste des Regiments sind entsetzlich. Und was das in Zahlen so leicht Lesbare bedeutet, kann man erfahren und wissen nur, wenn Tag um Tag einer nach dem anderen zurückbleibt, und des nachts, wenn man nach dem und jenem fragt, die stets gleiche Antwort kommt: „Ist tot — ist verwundet."

Die Schlacht ist nichts, wo der einzelne etwa im Angreifen Mut beweisen kann. So war es früher vielleicht. Jetzt gibt es nur für alle den einen großen Heroismus des Aushaltens von Dingen, die dem Verstand und Herzen unertragbar scheinen. Das Infanteriefeuer haben wir kaum mehr beachtet, wir sind ungebückt und im Schritt dagegen vorgegangen. Aber das Artilleriefeuer — wir haben mehrmals über zwei Stunden Schrapnell- und Granatfeuer aushalten müssen, ohne einen Finger rühren zu können. Wir standen hinter den Häusern eines Dorfes, immer in Häuflein von 20 zu 30 Mann, eng angeschmiegt an die Hauswand, die nur in Gedanken einige Erleichterung gibt, nicht in Wirklichkeit. Das russische Schrapnellfeuer wird salvenweise abgegeben, d. h. etwa sechs Schuß kommen unmittelbar hintereinander, dann gibt es eine Pause, die ich nicht zu bemessen wüßte — denn Zeit ist Aufgehobenes —, dann

folgt die nächste Salve. Das Schrapnell streut einmal einen Hagel kleiner Kugeln, dann die Eisenstücke des gesprengten Mantels auf etwa 50 Meter nach vorn. Die Granate wühlt sich im Bogen von oben her erst tief in den Boden, platzt unter der Erde und sendet einen Springbrunnen von Eisen und Feuer nach allen Seiten. Wir standen in den Häusern und hinter den Wänden der Häuser. Dann kommt es plötzlich heran, Zischen durch die Luft, lang und vernehmlich. Nun duckt sich alles, was Leben hat, zu einer unentwirrbaren Masse zusammen, um das Ziel möglichst klein zu machen. Keiner sieht auf; denn es ist nicht zu ertragen. Es hat dicht vor dem Haus eingeschlagen, die Stücke fliegen durch die Wände, über die Dächer ringsum. Der Kot der Straße fliegt mit. Die Rinder brüllen mit unbeschreiblicher Gräßlichkeit im Ton. Und die Getroffenen stoßen den Schrei des Todes aus. Und danach ist es still. Diese Stille ist das Schlimmste. Diese Augenblicke der völligen Schweigsamkeit sind wie das Fallen im Traum, Schrecken ohne Ende und doch auf wenige Augenblicke zusammengepreßt. Dann aber beginnt sich das Leben vom Tode zu sondern. Wer noch gesund ist, springt auf und rennt blindlings hinter eine andere Deckung, das nächste der Häuser oder hinter Bäume, Hecken oder dergleichen. Die verwundet sind, wimmern nun und schreien auch laut um Hilfe, die ihnen niemand bringen kann. Und was man nicht glaubt, einmal ertragen zu können, geschieht nun wieder und wieder.

Nicht immer trifft das Feuer so nahe. Dann freuen sich die Leute, einige lachen krampfhaft, einige machen Scherz, der aber zur Grimasse erstarrt, wenn unmittelbar in ihr Witzwort das schreckliche Eisenkrachen einfällt. Schließ-

lich werden die Nerven so hart, daß nicht einmal mehr ein Zittern über den Körper geht, vielmehr alles gleichgültig geduckt bleibt. Einige sogar zünden sich die Zigarette an, einer wird getroffen, als er dies tut, und fällt um, das Streichholz in der Hand, die Zigarette fest im Munde.

Es gibt noch andere Schrecken: es ist die Nässe und die Kälte der Nächte. Die ganze Zeit über regnete es, und in einigen Nächten war Rauhreif. Wir müssen im Schützengraben liegen, und die Leute müssen wachgehalten werden. Immer wieder schlafen sie in ihrer Erschöpfung ein. Wenn man sie rüttelt und hochhebt, fallen sie zurück wie tote Tierkörper und schlafen weiter. Man bittet, fleht und schmeichelt wie zu kleinen Kindern: sie müßten nun wachbleiben, alle hätten ja das gleiche zu ertragen. —

Es ist der Hunger: zwei Tage hatten wir kein Essen, kein Brot, nur heißen Kaffee, der mit Lebensgefahr in Kochgeschirren von hinten hergeholt werden mußte. Es war dann eine Stunde, wo die Nachricht kam: jeder Mann wird ein Brot bekommen. Alle zitterten in der Gier der Erwartung. Der Regen strömte herunter in den lehmigen Graben, wo wir seit Stunden lagen und hockten. Ich hatte mir ein Brett anbringen lassen und saß geduckt. Der Mantel triefte. Dann kam das Brot. Ich sah nur mein Brot, nichts anderes. Ich nahm es, hielt eine Hand zum Schutz gegen den Regen darüber und führte dann immer fort zum Munde und kaute breit und langsam, bis das ganze Brot zu Ende war. Es gab keine Möglichkeit, aufzuhören. Auch nicht für die anderen. —

Der Nachtangriff: Den ganzen Tag war es mit Schie-

ßen und Eingraben vorgegangen. Ein Reservekorps war zur Hilfe herbeigekommen. In breiter Linie hintereinander gingen die Schützenlinien vor. Wir standen seitwärts im Schützengraben und sahen es mit an. Immer neue Reihen schoben sich aus dem Walde, immer in Abstand von 50 zu 50 Schritt — die Streuweite der Schrapnells ist so groß. Und als nun das ganze Feld so durchreiht war, fingen die Schrapnells an, einzuschlagen. Immer die Reihen entlang. Und die Soldaten fielen um, wie Bleispielzeug, so sah es von fern aus. Es war unmöglich, einzugreifen, zu helfen. So ging die Garde vor, wie auf dem Paradefeld. Und als sie in unserer Linie war, gingen wir mit, wurden mitgerissen zum Sturm. Der Sturm ist das langersehnte Ende des Gefechts. Die lange Spannung eines Gefechtstages wird so groß, daß nun die Lösung kommen muß. Es ging durch Sturzäcker. Mit jedem Tritt hob man Lasten empor von dem völlig aufgeweichten Lehmboden. Dennoch ging alles gleichmäßig vor. Jeder fühlt über sich hinaus etwas Geeintes, Unwiderstehliches. Nur der eine Gedanke des Vorwärts ist mächtig. Auf die Gewehrschüsse achtet keiner mehr, das Bajonett ist aufgepflanzt, die Trommeln schlagen den eintönigen Marsch, immer etwas schneller! Ich war so erregt, daß mir die Tränen über die Backen herabliefen, und daß ich heftig zitterte. Alle Kräfte waren in mir vorhanden, ohne daß ich sie anzutreiben brauchte. Keine Furcht, keine Hemmung. Die Stellung des Feindes kam immer näher. Niemand wurde mehr getroffen. Die Begeisterung und Angriffswut in den Menschenmassen wurde heftiger. Jeder raste vorwärts, so schnell er konnte, und schrie dabei. . . .

Fritz Klatt.

17. Oktober 1914.

Wir lagen zur Reserve. Es hieß, Iwangorod sollte gestürmt werden. In Anbetracht der ungeheuren Verluste kam an uns der Befehl, nach Warschau abzurücken. Es waren genug frische Truppen um Iwangorod angekommen.

So lagen wir lange auf einer Wiese. Alle waren am Ende ihrer Kräfte und nahmen die Nachricht von der kurzen Ruhe wie eine letzte notwendige Rettung auf. Glücklicherweise war seit langer Zeit die Sonne am Himmel. Ich erwartete den Sonnenausgang in stiller Weihe und las für mich.

Dann kam auch Post, seit 14 Tagen wieder. Ich war sehr glücklich. Die Schokolade war nach den endlosen Entbehrungen ein Labsal. Schöner noch die geistige Verbindung: gab es doch Stunden in der letzten Zeit, die in der Erinnerung liegen werden wie Stockungen des Herzens, wie schwarze Wellen, die nicht mehr wegzuleugnen sind. Kindheit und Jugend ist unwiderbringlich vorüber. Die Zeit der Überschattung hat angefangen.

Fritz Klatt.

18. Oktober 1914.

Heute ist schon der zweite Ruhetag. Schmutz und Überfüllung der Stube bleibt unbemerkt. Kosakenpatrouillen waren am Abend gemeldet und starke Sicherungen an den Dorfausgängen aufgestellt worden. Die Fenster sollten verhängt werden, damit man von draußen nicht in die erleuchtete Stube hineinschießen könnte. Einer in der Stube sollte wachen, man konnte nicht mehr, alles schlief. Ich auch. Aber meine Träume waren so lebendig wie die Wirklich-

keit. Mir war beständig, als ob ich marschierte im dunklen Walde und alle Kraft anstrengte, in der Nacht Anschluß an meinen Vordermann zu halten. Meine Füße wollten versagen. Überall waren Lichtscheine, und ich hörte deutlich den schweren Donner der Kanonen und das Aufschwirren der schrecklichen Granaten und Schrapnells. Deutlich sah ich auch im Traum zum zweiten Male ein Bild, was ich drei Tage zuvor gesehen hatte: nachts. Aber der Himmel an keiner Stelle mehr dunkel, sondern in der Regenluft ringsum leuchtete es braungoldrot von den überall brennenden Häusern. Ein großes Gebäude war in der Mitte, hoch in Flammen auflodernd; Stangen darin, schwarzbraun, das Gerüst noch eben andeutend. Aus dem Feuer knallten immerfort Schüsse. Man stand starr: die Russen schossen aus den brennenden Gehöften. Auch hatten sie die Munition ins Feuer geworfen, damit sie explodieren sollte. Man glaubte meilenweit die aufsteigenden Garben der pulvergefüllten Hülsen fliegen zu sehen. Das unheimliche Braungold der Nacht war voll von dem schwer zu atmenden Geruch des Pulvers, vom Regen dicht am Boden gesammelt.

Ich hatte nicht mehr das Gefühl, auf der Erde zu sein, sondern in einem ungeheuren Raume unter der Erde. Ein eigener Himmel war niedrig darübergespannt.

Geschrei und Lärm von allen Seiten. Nichts war zu verstehen. Kommandos, auf die niemand mehr hörte. Brüllen von einzelnen Menschen, die in der Dunkelheit lagen und von dem jagenden Entsetzen erfüllt waren, daß man sie würde liegen lassen, daß die Schlacht über sie hinwegtoben könnte: „Konrad, nimm mich doch mit!“ Es ist entsetzlich, wie diese Bitte im Ohre liegen bleibt, Tage,

Nächte lang. Das sind Leute, die Beinschüsse haben. Sie können nicht laufen. Die anderen schreien, weil sie es nicht aushalten, stille zu sein. Das allgemeine Gebrüll preßt jede Stimme jedes einzelnen von innen nach außen. Es ist als müßte der entsetzlich leere Raum der Unterwelt irgendwie ausgefüllt werden. Es gibt keine Steigerung mehr, nur daß dieser Zustand sich verewigt.

So erschien er mir im Traum, damit auch das Letzte erlitten würde.

Ich wachte auf, als das Morgenlicht durch die Ritzen der verhängten Fenster stach, völlig zerschlagen. Erst draußen in der freien Luft, als ich tief atmete, ging es vorüber, und das Blut frischte sich auf. Die Dehnbarkeit des Lebens ist unbegreiflich, niemals hätte ich gedacht, daß solche Dinge zu überleben wären. Komme ich heil durch diese Zeit der Prüfung, so muß alles von neuem begonnen werden.

... Ein verwundetes Pferd. Ein schönes Pferd mit edel geschnittenen Gesichtszügen, ständig wiehernd im Kreise herumlaufend. Ein Blutstrahl sprang aus der Seite im Bogen zur Erde. Ich dachte an die Darstellung des Lammes in alten Bildern des van Eyck. Es schien die verwundete Unschuld. Die Augen blickten starr und hilfesuchend umher, während es so trabte. Endlich schoß es jemand mit der Pistole nieder, das Tier fiel zu Boden, und die Spannung derer, die es sahen, konnte sich lösen.

Bei dem Granatfeuer, in dem wir uns in den letzten Tagen viermal befunden haben, ging der Tod ganz nahe an mir vorüber. Von dem erstenmal in dem Dorf erzählte ich wohl schon. Am Abend desselben Tages sollten wir aus dem Dorf heraus und den Dorfrand besetzt halten.

Wir sprangen gruppenweise zwischen Häusern und Gebüsch hervor in den durch Regen verschlammten Ackerboden, zehn Schritt weit, dort warfen wir uns platt zu Boden, die Nase in die Erde, die Füße seitwärts, daß die Hacken erdwärts lagen. Das Ziel ist so am kleinsten. Vor uns, etwa dreißig Schritt, platzte die Ladung. Ich sah nichts, denn ich hatte die Augen geschlossen. Ich glaube, meine Glieder waren gekrampft in dieser kurzen Sekunde des Wartens. Und nun stach und spritzte durch die Luft der Hagel der Eisen- und Bleistücke, rechts, links, über mir. Ich fühlte einen Schlag gegen mein Knie — es war nur ein Ballen aufgespritzter Ackererde.

Drei Schritt neben mir lag einer, er lag nicht mehr, er war wie aus tausend Meter herabgeschleudert, in allen Gelenken gebrochen.

In der Pause bis zur nächsten Schrapnelladung war atemlose Tätigkeit in der liegenden Masse. Jeder grub sich in die Erde; wer Spaten hatte, machte damit einen Aufwurf vor sich. Ich wühlte mit beiden Händen eine Grube für den Kopf. Dann grub ich gleichzeitig mit den Füßen eine Vertiefung in den weichen Boden. Der zweite Schuß kam, und alles war wie beim erstenmal, nur war es näher geplatzt. Drüben suchten sie unsere Linie. Ich fühlte nachher wieder, daß mein Körper noch unbeschädigt war. So ging es immer fort, minutenlang, stundenlang, ich weiß nichts, nur, daß der Graben, in dem wir lagen, immer tiefer wurde und die Gefahr dadurch immer geringer. Es wurde auch dunkel und schließlich schwieg das Feuer. „Der Regen rann."

Jetzt fühlte ich erst wieder, daß ich gänzlich durchnäßt war und beklebt ringsum mit dem feuchten Ackerlehm.

Es wurde ganz dunkle Nacht, nur rings am Horizont die Flecken der brennenden Dörfer im Nebel.

Die Leute hoben sich auf und schaufelten den Graben immer tiefer, daß man schließlich darin stehen konnte. Andere begruben die Toten. Ich sorgte für meinen Nachbarn im Leid. Ich ließ ihn von vier Mann zurücktragen und mit seinem Mantel bedecken. Dann ließ ich von West nach Ost eine Grube machen. Es war ein sehr langer Körper. Lautlos war es ringsum. Nur das Geräusch der Spaten und das Tropfen des eiskalten Nebels. Währenddessen legte ich zwei Hölzer kreuzweise zusammen. Ich hatte das Gefühl, daß das Zeichen des Leides, wie es seit 1000 Jahren in der Phantasie lebt, hierher gehöre. Vier Mann faßten ihn und legten ihn hinein. Ich sagte halblaut: „Von Erde zu Erde." Tief fühlte ich, daß es mein Bruder sei und daß ich mich von ihm trennen müßte. Ich warf Erde auf den mit dem Mantel bedeckten Körper, und dann fühlte ich Tränen aufquellen, die aber nicht bis an den Rand der Augen stiegen. Es wurde zugeschaufelt. Das Kreuz steckte ich auf das Ostende des Grabes. Dann trabten wir zu der Schützenlinie zurück, die erstarrten Glieder durch die schnelle Bewegung erwärmend.

Fritz Klatt.

Noch immer: an der Rawka, den 6. Januar 1915.

„Zwischen den Schlachten."

Meine liebe Mutter!

Durch das Fenster: in altem Holzrahmen ein still sich einschneiender Wintertag, ein Teich, halb vereist, ganz grün und blau das Wasser. Schön sieht er aus mit den alten verkümmerten Weiden rings und der alten Dorfschmiede

dahinter. Fast Frieden. Man bangt sich danach, daß auf einmal von irgendwoher weihnachtliche Glocken über die Felder kommen. Ob man das noch einmal hören wird?

Heute habe ich den ganzen Tag Zeit, vielleicht auch morgen und übermorgen noch. Da will ich Dir endlich Deinen Geburtstagsbrief schreiben. Seit jenem Tag, dem 19. Oktober, ist zwar wieder ein Vierteljahr vergangen. Du wirst es damals mit dem Drang der Ereignisse entschuldigt haben, daß ich mich zu Deinem Geburtstag nicht meldete. In der Tat wurde mir das Datum erst im Verlauf des Tages ins Bewußtsein gehämmert. Aber die ganzen Wochen hindurch bis heute hatte ich mir immer vorgenommen, Dir wenigstens zu schreiben, wie es mir am 19. Oktober, der ja einen gewissen Wendepunkt in der Geschichte dieses Krieges bedeutet, gegangen ist. Heute, wo wir fast wieder an derselben Stelle sind, will ich endlich mein Versprechen einlösen.

Damals lagen wir vor Warschau. Du weißt, unter welchen Schwierigkeiten unsere lumpigen paar Armeekorps bis in jene Gegend vorgestoßen waren. Zuerst durch die grundlosen Sümpfe. Dann in einer Nacht stauten wir uns bei Grojez und Tarzyn, 2 Armeekorps auf der wunderbaren Chaussee, die gerade nordwärts nach Warschau hineinstößt. Ich weiß es noch wie heute: daß ich damals in der Nacht unseren Divisionsstab suchte. Der Regen hing wie ein See von Spinnenfäden um mich herum, mein Schimmel war schwarz vor Nässe und Schmutz geworden. So trabte ich mindestens 15 Kilometer, immer zwischen marschierenden Truppen, ziehenden Kolonnen, über den Marktplatz von Grojez, wo die Fackeln brannten und ein wirres Durcheinander von Wagen, Pferden, Telephon-

leitungen, Geschützen herrschte. Dann weiter die Chaussee nach Tarzyn zu. Infanterie, marschierend, maschinenmäßig, und wieder Geschütze. In den Gräben zu beiden Seiten tote Pferde, auf einer Wiese eine vollständig „in Klump" geschossene russische Batterie mit Pferden und Menschen, denen der Regen die Leiber aufblies. Und alles, selbst die Wolken, jagte nordwärts, auf Warschau zu. Genaues wußte damals niemand. Aber alle, selbst bei dem Stabe der Division, die ich in dem kleinen Inspektorhaus eines Schlosses seitwärts der Chaussee endlich entdeckte, waren überzeugt, daß die nächste Nacht uns in Warschau sehen würde. Wieder einmal, nach drei Wochen ununterbrochenen Marsches, in sauberen Betten und Bürgerquartieren.

Es ist ganz anders gekommen. Schließlich lagen wir wochenlang vor Warschau im Feuer der Festungsartillerie, ohne weiter zu kommen. Ein großes Detachement war nach Osten hinausgeschoben, um die Weichselübergänge bei Gora Calwaria zu überwachen Schutz der rechten Flanke. Ich hatte mit meiner Halbkolonne, der ersten Artilleriemunitionskolonne des Korps, ebenfalls dazu gehört, war dann abgelöst worden und kehrte zu meiner „Familie" zurück. Nun waren wir wieder alle zusammen: Hauptmann Orlovius, Leutnant Mylo und ich. Und die Offiziere der ganzen Gefechtsstaffel der Division. Die Lage war so: südlich von Warschau zieht sich ein gegen 100 Meter breiter Waldstreifen hin. In diesem Streifen und vor ihm lagen unsere Schützengräben und unsere Batterien. Dicht hinter dem Wald wir mit unseren Munitionskolonnen. Quartier hatten wir auf dem Gut Wola Golkowska. Einige zwanzig Offiziere. Ein hübsches Gutshaus mit herrlichem Park in deutscher oder ostelbischer Art,

ganz wie ein deutscher Edelsitz eingerichtet: Zimmer mit getäfelten Wänden, Klubsessel, hübsche Ecken mit Korbmöbeln. Die Möbel wurden gegen die Wand gestellt, die ganzen schönen Räume in Strohlager verwandelt. Nur in dem einen Zimmer, in dem ich mit 3 jungen Offizieren schlief, blieb auf meine Veranlassung eine Ecke unberührt und diente uns als Frühstücksraum. Da stand ein Blüthnerflügel, ein Violinpult und eine große Menge Noten lagen herum, alles für Klavier und Violine. Lauter liebe alte Freunde, fast alles, was wir je zusammen gespielt haben: die alten Viotti-Konzerte, Rohde, Kreutzer, Weber, Schubert, Mozart, Beethoven, Bach, Caesar Frank, Richard Strauß, Brahms. Alles genau durchgearbeitet und mit Fingersätzen versehen. Ich schwelgte natürlich jede freie Minute in diesen Schätzen und saß meistens still in einer Ecke und las eine Partitur und hatte viel innere Heiterkeit. Abends suchte ich im Park schöne Plätze auf mit Aussicht auf die weite Ebene hinter uns und auf den Wald, über dem wohl sonst im Frieden der Feuerschein der Großstadt Warschau lag.

Im allgemeinen lebten wir allerdings nicht so idyllisch, als es hier klingt. Es lag zu viel Feindliches in der Luft. Man war immerhin im Festungsbereich, und die schweren Schiffsgeschütze, die die Russen in Warschau hatten, konnten uns jederzeit ins Jenseits hinüberwinken. Im Nachbargehöft wurde in einem Keller eine feindliche unterirdische Telephonleitung entdeckt, die von russischen Offizieren in Bauerntracht bedient wurde. Natürlich wurden sie sofort erschossen. Einige hundert Meter seitlich von uns ging eines Abends ein kleines Haus in unmittelbarer Nähe des Divisionsstabes mit einmal in Flammen auf, und die flatternde Rauchfahne winkte sofort die russischen Granaten nach dem Quartier

6*

der Exzellenz. So war rings um uns herum feindliche Regsamkeit. Wenn man des nachts durch die Felder ritt, wußte man sich von allen Seiten in Unheimliches eingesponnen.

Nach unserem Gut kamen die Batterien, die Munition holen, und wir mußten sie von Grojez (26 Kilometer) heranschleppen. Ich war, weil viel geschossen wurde, mit meiner Halbkolonne oft unterwegs, fuhr mindestens jeden zweiten Tag um 6 Uhr morgens fort und war gegen 9 Uhr abends wieder zurück. Solange brauchten wir zu den 52 Kilometern und zum Einpacken der Körbe. Denn die Pferde waren so heruntergekommen von den langen Märschen tagaus tagein, daß man nur wenige Minuten hintereinander traben konnte.

So kam der 19. Oktober heran. Ich muß gestehen, daß mir kein Gedanke an ein Datum kam, noch weniger an Deinen Geburtstag. Wieder brach ich um 6 Uhr morgens mit meinen zehn leeren Munitionswagen auf. Nach langer Regenzeit war es ein herrlicher Morgen. Die Sonne schien vom blauen Himmel und verwandelte den Reif, der in der Frühe gefallen war, in leicht aufdampfendes Wasser, das der ganzen Landschaft etwas Frisches, Vielfarbiges, Frühlingshaftes gab. So ging's an dem Waldsaum vorüber, wo man immer das Klirren der Geschosse in der Luft hörte, vorbei an dem niedergeschossenen Quartier des Divisionsstabes, auf die nun schon recht zerfahrene Chaussee. Hin und wieder stieg ich von meinem Schimmel, gab ihn dem ersten Vorderreiter an die Hand und stieg, den Reitstock in der Luft schwingend, wie ein fröhlicher Wanderer die Chaussee hinunter, die Munitionswagen unbeachtet hinter mir. Von Zeit zu Zeit stieg ich auf, machte einen kleinen Trab und

genoß die doppelte Herrlichkeit des Wanderns und des Frühritts.

So kamen wir nach Tarzyn, und ich war über die Lebendigkeit in der Stadt sehr erstaunt. Hunderte von Bauernwagen standen in den Straßen, die großen Bagagewagen und die Trainwagen wurden bepackt. Überall Anzeichen eines eilig zu erwartenden Aufbruchs. Die allerliebste Stadt wird von einem kleinen Fluß durchschnitten, über den eine Brücke führt. Auf der Nordseite liegen die Feldlazarette der beiden Korps. Da wurden Verwundete und Kranke auf die Straße getragen und in die Bauernwagen verpackt. Oder Leicht- und nur am Kopf oder an den Händen Verwundete begannen in Gruppen zu 10 oder 15 Mann südwärts nach Grojez abzumarschieren. „Räumung!" dachte ich erschrocken und fragte einige Offiziere auf der Straße, und erfuhr zu meinem größten Erstaunen, daß soeben durch den Fernsprecher der Befehl gekommen war: „Am 19. Oktober abends 10 Uhr beginnt der Rückmarsch der Armee vor Warschau." Zugleich mit dieser Kunde schlug wie ein Blitz das Datum des Tages ein: 19. Oktober — Mutters Geburtstag! Rückmarsch. Dann sagte man mir noch, daß mittags die Tarzyner Brücke gesprengt werden würde. Ich ließ halten und überlegte. Schon gestern schwirrten Gerüchte durch die Luft: Bedrohung unserer linken Flanke durch zwölf russische Armeekorps. Die „Dampfwalze"! Jetzt sollte es sich unaufhörlich gegen unserer Rückzugslinie heranwälzen. Kirgisen und Tungusen, die von unseren Leuten für Japaner gehalten wurden, die ganzen sibirischen Korps, die Moskauer Garde, alle, alle! 600000 Mann in fortwährender Marschbewegung gegen unsere linke Flanke. Und

rechts von uns weichende Österreicher. Wir schwebten in der Luft — so gingen die Gerüchte. Niemand wußte Genaues. Aber gerade die Ungewißheit machte alles nervös. Und nun der Befehl zum Rückmarsch. Ängstliche sahen sich schon, von den einfallenden Granaten zerschmettert, die Straßen und Gräben anfüllen, wie wir die russischen Marschkolonnen nach der Schlacht bei Tannenberg aufgefunden hatten: Tausende mit angstverzerrten Gesichtern sich hinter kleinen Chausseesteinen vor den einschlagenden Granaten bergend, fortlaufend, vor Schreck erstarrt und zusammengeballt wie altes Papier. Und mittags sollte schon die Tarzyner Brücke gesprengt werden.

Ich jedenfalls mit meinen Leuten hing jetzt völlig in der Luft. Vielleicht folgte mir die Gefechtsstaffel, zu der ich gehörte, in einigen Stunden nach. Dann holte sie mich in Grojez auf dem Marktplatz ein. Vielleicht aber zog sie nach Nordwesten ab. Dann sah ich sie in Tagen erst wieder. Vielleicht war es das Beste, gleich zurückzufahren. Aber ich sollte Munition herbeiholen. Wer weiß, wie sehr die jetzt gebraucht wurde. Also erst nach Grojez, um mich aufzufüllen. Hinter der Brücke, die in einigen Stunden gesprengt werden sollte, lagen die Tausende von Kranken und Verwundeten. Wenn der Rückmarsch um 10 Uhr begann, würden um Mitternacht schon die Kosaken in der Stadt sein. Und dieser Gnade wollte sich keiner überlassen. Also retten, was gerettet werden kann! Dazu die Bauernwagen. Sie reichten nicht aus. Lange nicht. So zogen viele zu Fuß an uns vorüber. Ärmste Gestalten, an Krücken humpelnd, gräßliche Armstümpfe, in Fetzen gehüllt, die von schwarzem Blut starrten. Überall fiebrige Augen. Natürlich stellte ich meine leeren Munitionswagen

sofort zur Verfügung. Drei Leute mit Bauchschüssen, vor wenigen Stunden operiert, wurden außer zahlreichen anderen, bei mir verladen. Jeden Augenblick erwartete ich den Tod der Ärmsten auf den ratternden, stoßenden Wagen. Habe sie aber glücklich bis Grojez gebracht und dort im Lazarett abgeliefert. Ob einer von ihnen durchgekommen ist?

Mit einem Schlage bot die Armee hinter Tarzyn ein anderes Bild. Schwadronen trabten an uns vorüber, Verwundete humpelten zwischen den Bagagen, Kolonnen und Trains. Und auch der Himmel hatte ein anderes Aussehen und hüllte uns für Stunden in ein Netz von feuchter Kälte und Ungemütlichkeit. Ade Wanderlust und Morgenritt!

Ich hing in der Luft, wenn die Gefechtsstaffel mir nicht nachkam, sondern die nordwestliche Richtung einschlug! Und ich hatte 66 Zugpferde, 8 Reitpferde, 6 Unteroffiziere und gegen 80 Mann zu ernähren. Da wir mit baldiger Heimkunft gerechnet, hatte niemand etwas eingepackt, kaum ein Stück Kommißbrot. Und Grojez war völlig ausgepovert. Das wußten wir von früheren Besuchen. Und was die Einwohner den vordrängenden Siegern verweigerten, das würden sie einer zurückgehenden Armee nicht eher gewähren.

Im Tal tauchten die Türme von Grojez auf. Ich trabte voraus, um zu erkunden, ob man wenigstens Munition bekäme. Aber mir bot sich nichts, als auf dem Marktplatz ein verwirrter Knäuel von Gefährten aller Art, schreienden Menschen, hochgeschwungenen Fahrerpeitschen, steigenden Pferden — ein ungeheures Durcheinander, das nach den beiden südlichen Chausseen lange Fäden abziehender Kolonnen herausstreckte und sich von Norden her durch

Truppenzüge unaufhörlich ergänzte. Man sagte mir, daß die Staffel Ravené, von der ich meine Munition abholen sollte, vor Stunden in südlicher Richtung abmarschiert wäre.

Nun saß ich da. Von meinem Armeekorps war niemand in der Nähe. Die Fernsprechleitungen, bei denen man sich sonst immer Rats holte, abgebrochen, alles in voller Fahrt nach Süden. Nur Truppen des andern Korps lagen noch in der Stadt, und überall Verwundete und Sterbende. Ich begab mich zu der Kolonne zurück, ließ sie auf einem Felde dicht vor der Stadt auffahren und, so gut es ging, ein Biwak aufschlagen, und ging dann selbst mit meinem tüchtigsten Unteroffizier Gottschalk und meinem braven Burschen Kliwoneit in die Stadt, um womöglich einige Lebensmittel aufzutreiben, Brot, Tee, und vor allem Hafer für die Pferde.

Je später es wurde, desto klarer war es, daß meine Gefechtsstaffel nach Nordwesten ausgebogen war. Wir waren in der Hauptstraße von Grojez. Der Zug der abziehenden Kolonnen war abgetropft und hatte nur noch 100 militärische Einzelheiten zurückgelassen. Die Straße war von alten kleinen Häusern eingefaßt, die mich in ihrer einfachen Architektur an manche mitteldeutschen Städte erinnerten. Hier und dort stützte sich ein großer Palastbau mit schweren Schultern auf die kleineren Nachbarn. Die zahlreichen Läden und Teestuben hatten ihre Stände nach der Straße zu, wo kleine Judenbochers mit den abziehenden Truppen noch schnell große Tee- und Kaffeegeschäfte abschlossen. Auf der Straße selbst sah man noch zahlreiches Militär herumwimmeln: Offiziere und Burschen im knappen Feldgrau oder in eleganten Regenmänteln. Viele saßen vor den Teestuben und nahmen

Tee und kleines Gebäck, das einzige, was in Grojez noch zu haben war. Hübsche Judenmädel in leidlichen Kostümen, schlanke Offizierspferde, dazwischen die blauroten Uniformen der ungarischen Husaren.

Gottschalk, Kliwoneit und ich hatten uns getrennt und durchsuchten die Stadt, jeder auf eigene Faust. So kam ich an einem Laden vorüber, in dem ein bildhübsches Judenmädel von 16 Jahren bediente. Im Laden saß gleich an der Türe ein alter „Judd" und rauchte — das Herz stand mir still — Zigaretten, leibhaftige Zigaretten, die ich seit zwei Tagen entbehren mußte. Nach nichts in der Welt hatte ich in diesem Augenblick einen solchen Appetit, wie nach russischen Zigaretten. Aber davon sollte es — selbst nach Aussage von Infanteristen, die doch sonst alles und überall finden — nichts mehr geben. Ich trat also in den Laden und fing sofort mit dem stary (Alten) an, über Zigaretten zu verhandeln. Er erklärte, nur noch einen kleinen Mundvorrat in seinem Etui zu haben, aus dem er mir sofort eine anbot. Ich nahm aber alle heraus und steckte sie unter dem Lachen der übrigen (es waren noch drei oder vier Juden im Laden) in meine Zigarettentasche. Der Alte, solche Sachen offenbar längst gewöhnt, lachte freundlich mit und sagte: „Der Herr werden schon bezahlen. Der Herr ist nobel. Sieht man dem Herrn an." Ich fühlte mich auch sofort zum Nobelsein verpflichtet und gab ihm drei Pfennig für das Stück. Ein unerhörter Preis! Aus seiner Zufriedenheit schöpfte ich Hoffnung, noch mehr zu erhalten und sagte ihm, er solle mir noch mehr Zigaretten besorgen, gab ihm gleichzeitig drei Rubelscheine und schickte ihn auf die Suche. „Wenn der Herr wollen Papprosse käufen, werde ich gehn suchen. Vielleicht wird

der Goldstein oder ein anderer verkäufen wellen wellen." Daß solche Leute mit dem Geld verschwinden, kommt nicht vor. Dazu haben sie zu große Angst vor der Rache, die im Kriege manchmal verflucht schnell schreitet.

Ich setzte mich in aller Gemütsruhe, froh in der Aussicht auf viele Zigaretten, auf den verlassenen Stuhl und fing an, den Laden und seine Gesellschaft zu betrachten. Es war eine Art Konfiserie, und man konnte hier noch allerlei erhalten: Tee, Keks, Zucker, Lichter, Kaffee. Ich ließ mir eine Tasse heißen „Thei" geben und begann, im großen Stil Einkäufe zu machen. Allmählich fand sich auch Kliwoneit ein und half mir beim Teetrinken und Einkaufen. So kamen wir wenigstens nicht mit leeren Händen heim. Es traf sich sogar, daß der anwesende Onkel ein Bäcker aus der Nebenstraße war. Er hatte noch eine Menge Roggenmehl irgendwo vergraben und, offenbar durch meine Art einzukaufen sympathisch berührt, versprach er mir, bis zum Abend sechzig Brote zu liefern. Ging auch fort, um sogleich zu beginnen.

Nun war ich allein mit der kleinen Channah (Johanna). In einer Ecke des Ladens hatte sie sich eine Art Boudoir eingerichtet, und da hingen Ansichtskarten aus Berlin von der Fasanenstraße und der Königlichen Hochschule für Musik. Channah erzählte mir, daß ein Bruder von ihr dort Musik studierte und viel bei einer zionistischen Verbindung verkehrte, von der ich einige Mitglieder kenne oder einmal gekannt hatte. Ich erzählte ihr nun viel aus Berlin, von dem Leben dort, sang ihr einige altjüdische Melodien aus dem Gedächtnis, und Channah klatschte vergnügt in die Hände und sagte: „Ja, ja, das singt mein Bruder auch!" Es war das Lied: „Dort, wo

die Zeder ......" Ich hätte kein Mensch sein müssen, der allzu lange ein paar rote Lippen entbehrt hatte, und Channah hätte kein südliches Blut haben müssen, wenn wir nicht den Nachmittag des 19. Oktober mit ein paar herzlichen Küssen besiegelt hätten. Und außerdem kam mir der Gedanke, daß hier ein Weg geht, der in der Verlängerung sicher zu owies (Hafer) für meine Pferde führte. Denn nur durch das hohe Protektorat eines jüdischen Patriarchen war hier in dieser Hinsicht noch etwas zu hoffen. Es dauerte auch nicht lange, so kam der stary mit 150 Zigaretten, die er irgendwo aufgetrieben hatte, und die er mir „verkäufte". Allmählich versammelte sich die ganze Familie um mich, und der Laden verwandelte sich in ein Familienidyll, in dessen Mitte ich mit zwei entzückenden Raphaelbälgen auf dem Schoße saß, und wir tratschten über die bösen Kosaken und den Krieg und den Zinsfuß in Deutschland und Polen. Als ich erzählte, daß in Deutschland 4—6 Prozent so das Übliche wären, schrien die Männer empört durcheinander. „Im Monat!" wollten sie protestieren. Aber als ich bei dem Jahr blieb, waren sie nur noch mäßig für Deutschland begeistert, und es gelang mir nicht mehr, ihre Begeisterung zu heben.

Es war ein Familienidyll, aber gewissermaßen mit diplomatischem Hintergrund. Ich ließ sachte durchblicken, daß ich für einige Zentner Hafer viel Geld bezahlen würde. Und schließlich stellte sich denn auch heraus, daß der böse Nachbar, ein Pole, eine ganze Menge Hafer auf seinem Hof vergraben habe. Es dauerte nicht lange, so kam mein tapferer Kliwoneit schon mit acht Kanonieren und acht Spaten zurück, und nun begann eine Graberei, als sollten die Fundamente eines Palastes gelegt werden. Soll ich Dir noch

erzählen, wieviel Mühe es machte, diesen Hafer fortzuschaffen, Säcke und einen Wagen zu besorgen? Schon längst hatte sich das Familienidyll in ein Hauptquartier verwandelt. Ich war ungefähr bei der achten Tasse Tee angelangt, als der große Kastenwagen irgendeines Polen mit dem Hafer und den Broten beladen zu meiner Halbkolonne herausfuhr. Boten waren gekommen und gegangen. Die kleinen Bochers wußten sogar noch einige leere Ställe, in denen man wenigstens die Reitpferde unterstellen konnte. Die Buben rannten hin und zurück und erhielten für jeden Gang 10 Pfennig in barer Münze. Und während ich bei der neunten Tasse Tee saß, erhob sich draußen bei meinen Leuten ein Schmoren, Gottschalk hatte auch Fleisch aufgetrieben, und alles feierte Deinen Geburtstag mit Tee, Rinderbraten und Keks in gehobener Stimmung. Ich aber verzehrte bei meinen Freunden Klops, Schabbelbohnen und süße Matzen.

Die Sorge für meine Leute, die seit dem frühen Morgen nichts gegessen hatten, war ja nun sicherlich das treibende Motiv bei meinem plötzlich erwachten Familiensinn, und der Feldzug ging ganz eigentlich um Brot und Hafer. Daneben spielten sich aber noch Kämpfe ganz anderer Art auf demselben Schauplatz ab: wenn jemand alle diese Bemühungen, die einzelnen Familienmitglieder mit möglichst schwierigen Aufträgen möglichst weit fortzuschicken, dahin gedeutet hätte, daß alles nur Manöver seien, die ungestörte, anmutig-zärtliche Plauderstunde zwischen Channa und mir zu verlängern, der hätte auch wieder nicht ganz Unrecht gehabt. So eine jüdische Familie, rings von polnischer Tücke und russischer Grausamkeit umgeben, ist aber schwer ganz auseinanderzureißen. Zwei

oder drei kleben immer zusammen. Gottseidank fehlte uns noch die Hauptsache: ein Quartier zur Nacht. Denn ohne Stroh auf dem durchweichten Boden die Nacht zubringen, wird man in der Nähe einer solchen Stadt immer vermeiden. Und vor 5 Uhr des nächsten Morgens brauchten wir wohl nicht abzurücken, denn nach allem, was ich durch vorübergehende Soldaten gehört hatte, hing unsere Artillerie hinter Tarzyn und der gesprengten Brücke noch in Aufnahmestellung. Beim Quartiersuchen mußte mir aber Channah helfen. Es dauerte lange, bis ich alle davon überzeugt hatte. Endlich konnten wir fort.

Nun stelle Dir so eine rechte polnische Stadt vor: von allen wohlhabenden Einwohnern, allen Beamten verlassen. Und überall hin kann man vordringen, bis in die intimsten Gemächer. Da siehst Du Nähtischchen, von denen gerade die junge Mutter fortging, und Fabrikräume, die die Weltgeschichte auf einmal mit allen ihren Maschinen zum Stillstand brachte. Betten, die eben verlassen scheinen, Kanzleien, aus denen mitten im Wort alles flüchtete. Du siehst aufgeschlagene Bücher und erbrochene Schreibtische. Stelle Dir vor: in einem Augenblick werden alle Menschen einer Stadt von ihrer Tätigkeit und Gewohnheit vertrieben, und nun kommst Du und erblickst überall die toten Reste des lebendigsten, gewohntesten Daseins. Und dazu war es dunkel geworden. Und über dieser Schicht verlassenen Daseins hatten sich andere Schichten des Lebens gebildet: die hungrige, müde Soldateska war über diese verlassenen Inseln hergefallen, Pöbel hatte hier gebeutet. Man sah aufgebrochene Türen und Schränke, sah geschnitzte Möbel in die Kamine geworfen, sah den Lehm des Feldes und den Schmutz der Straße über kostbaren Teppichen, sah

herausgerissene Kleider und die Trümmer von Toiletten-flaschen auf dem Estrich. Und darüber hatte sich nun noch eine dritte Schicht angesammelt: die durchziehenden Truppen, die Verwundeten, die ungarischen Husaren. Das alles siedelte sich auf diesen Trümmern an, für eine Nacht und ein Mahl. Du tratst in einen Salon und sahst auf der Schwelle die Gedärme der Hühner, in der Holzasche des Kamins Kartoffeln, Leute auf seidener Unterwäsche schnarchen, Offiziere in einer verlassenen Autogarage, auf den Treppen Verwundete, die selbständig zurückmarschieren wollten, und nun hier auf dem bloßen Holz übernachteten, am Kommisbrot kauend. Überall Menschen und Gestank. Essende und Schnarchende. Verzauberung ringsum.

Schließlich kamen wir durch einen dunklen Torweg vor die Hinterfront eines Riesengebäudes, es war das Gouvernementschloß, in dem wir schließlich noch einen unbelegten Stock, drei Treppen hoch, vorfanden. An der Tür hing ein weißes Schild. Channah, die russisch verstand, sagte, es bedeute soviel wie „Landwirtschaftliche Sachen, Wiesen, Äcker". Also das Dezernat für landwirtschaftliche Forst- und Domänensachen. Ich öffnete die Tür, und der Lichtkegel der elektrischen Lampe fiel auf ein furchtbares Durcheinander. Ursprünglich saubere Bureauräume, waren jetzt die Aktenbündel herausgerissen und die ganze Diele lag voller zerknitterten Papiere. Hier hatten sich also bereits früher einmal schlaue Soldaten aus Papier ein warmes und weiches Lager geschaffen. Mindestens einen Fuß hoch lagen die aufgerissenen Aktenblätter und Bücher. Die Stühle waren zu Kopfkissen zerschlagen, die Aktenständer umgeworfen. Hier ist gut sein, dachte ich, und schrieb mit dem Kreidestückchen, das ich immer bei

mir führte, mit großen Buchstaben an die Türe: „19. Oktober. Gefechtsstaffel der . . . Division." Während ich das Datum schrieb, dachte ich wieder an Dich und sagte zu Channah: „Heute hat meine Mutter Geburtstag." Channah sah mich erstaunt an: „Sie haben eine Mutter?" Ganz unmöglich erschien es dem lieben Kind, daß wir rauhen, beschmutzten Gestalten auch eine Mutter hätten. So eine Frage aus unwissendem Mund macht uns erst darauf aufmerksam, welch tiefe Kluft uns im Felde jetzt von allen Unsrigen trennt, von Familie und allem, was sonst zu unserem Leben gehört. Und dann tat Channah eine Frage, die mich tief berührte: „Ja, weint denn jetzt Ihre Mutter nicht immer?" Ich sagte ihr: „Deutsche Mütter sind stolz darauf, daß ihre Söhne im Felde sind", fühlte aber zugleich, daß dieser Heroismus hier gar keinen Sinn hatte. Diese Menschen sahen im Krieg nur das Entsetzliche, Furchtbare. Alles andere war ihnen leere Abstraktion. „Sie weint doch!" sagte Channah und wiegte den Kopf hin und her. „Sie weint doch." Und ich glaube, daß sie mehr recht hat als ich, als wir alle mit unserem großen Stolz auf unsere Taten und Vaterlandsliebe. Denn über all den großen Völkerbewegungen steht doch als Ewiges und Letztes das einfache einzelne Dasein als Mensch, als Vater, als Mutter, Mann oder Sohn. Alles andere fällt zuzeiten auf einmal wie ein fremder Schleier von uns ab. Ich weiß nicht, ob ein preußischer Offizier das schreiben sollte. Aber oft fühlt man das so.

Mein Bursche holte nachher meine Leute, soweit sie nicht bei ihren Pferden bleiben mußten, und wir schliefen in Papier vergraben, über den Trümmern der Ordnung. Es war kalt. „Jimno" sagt der Pole, und ich finde:

dieses Wort drückt so schön das Fröstelnde, Ekelhafte des Frierens aus. Es war also jimno, aber wir lagen doch wenigstens unter Dach, während draußen wieder der Regen sein ungemütliches Netz strickte. Unter dem Kopf hatte ich irgendein russisches Gesetzbuch, über die Füße die herausgerissenen Blätter eines russischen Grundbuchs gelegt. Ich hatte die ganze Nacht Angst, daß wir abbrennen würden, denn in jedem Stockwerk lagen Soldaten auf Papier und Fetzen. Und sicher würde der Unvorsichtige auch darunter sein, der so oft in solchen Fällen das glimmende Streichholz fortwirft. Aber er schlief diesmal nicht in unserem Hause.

Um $^1/_2$5 Uhr morgens gingen wir alle zu meinen Freunden, wo, wie verabredet, schon Channah mit heißem „Thei“ uns erwartete. Wir standen um die dampfenden Kessel auf dem alten Hofe, während der Regen in langen Fäden vom rußschwarzen Himmel herunterhing. Die Fahrer mit den Pferden waren auch bestellt und nahmen ihren Morgenimbiß. Die Rechnung, die Channah mir überreichte, war aber trotz ihrer Liebe recht gesalzen, und ich genierte mich nicht, im Interesse des deutschen Reiches erhebliche Abzüge zu machen. Denn Geschäft und Liebe sind zwei ganz verschiedene Sachen.

Um 5 Uhr, beim ersten Morgendämmern, trennten wir uns. Wir gingen noch einmal in das „Dezernat für landwirtschaftliche Forst- und Domänensachen“ zurück, und ich wischte mit einem Zipfel meines Regenmantels das Datum Deines Geburtstages fort. —

Wir ritten nordwestlich. Es wurde ein heißer Tag. Vier Pferde fielen mir, und ich konnte sie nicht mitnehmen. Am Abend aber saß ich wieder bei meinem Hauptmann

Orlovius. Es war der letzte gemütliche Abend. Denn in der Nacht um 2 Uhr mußten wir plötzlich aufbrechen, weil die Russen nachdrängten. Und dann begann dieser Rückmarsch mit all seinem Fürchterlichen, der größte und glänzendste, den die Weltgeschichte gesehen hat.

Walther Harich.

Kalinowa im Schützengraben,
30 km nordöstl. Lodz, 30. November 1914.

Hindenburg hatte den genialen Plan, die russische Vorhut, die in Lodz, 150000 Mann stark, im Winterquartier lag, abzuschneiden.

So brachen denn sieben Armeekorps in Rußland ein und schlugen die Russen zunächst bei Wlowcek. 26000 Gefangene. Unter kurzen, siegreichen Gefechten, nochmals 40000 Gefangene, marschierten wir auf Lodz zu, und zwar kam unsere Garde-Infanterie-Division 10 km südlich Lodz und sollte nach Norden angreifen. Am 20. November war die Stadt umzingelt, in der Nikolai Nikolajewitsch auch festsaß. Dieser flog leider am 21. im Flugzeug hoch und sandte ein sibirisches Korps zum sofortigen Entsatz von Warschau her. Dieses fiel uns am 22. von Osten in die Flanke, brach nach Lodz durch, und unsere ganze Division war eingeschlossen vom Feind, der auch westlich von uns vorgestoßen war. So blieben uns nur zwei Wege, entweder ergeben oder durchhauen.

Am 23. brachen wir um ½3 morgens nach Norden auf. Wir waren erst um 12 zur Ruhe gekommen, wurden um 1 alarmiert und um ½3 geweckt, im November!

Da es dem Generalleutnant Lietzmann darauf ankam,

überhaupt etwas zu retten, so ließ er sämtliche Bagage und Artillerie am Ende der Kolonne und zog alle Infanterie nach vorn. Die ersten 3—4 Stunden kamen wir unbehelligt vorwärts.

Nun aber ging die Chaussee durch einen 6 km tiefen Wald. Hier hatte die Vorhut nicht weiter vordringen können, weil sibirische Schützen den Wald besetzt hielten. Da es sich um Sein oder Nichtsein handelte, stellte der General unsere sämtlichen Regimenter in Sturmkolonnen auf, und so drangen wir in den Wald hinein. Ab und zu fiel ein Schuß, der einen aus unseren Reihen zur Strecke brachte; ich war in der vordersten Linie. Aber der Gegner zog sich vor uns zurück. Ein paar Russen fingen wir, die anderen entwichen ungesehen.

Gegen 3 Uhr nachmittags waren 4 km Wald durchstoßen. Vor uns war eine große Lichtung, durch die ein Bahndamm sich langzog. Dieser sollte von zwei Regimentern und Maschinengewehren besetzt sein, wie unsere Gefangenen aussagten. Doch das mußte uns gleich sein. Nur hier war Rettung möglich. Bei beginnender Dämmerung stürmten wir weiter vor, ich ging zehn Schritte vor der Front mit Säbel und Revolver. Jeden Moment erwartete ich auf einen Drahtverhau oder eine Mine zu stoßen, oder daß die Maschinengewehre „fegen“ würden. Das ist vielleicht der Moment gewesen, wo ich den meisten Schneid gehabt habe in meinem Leben.

Trotzdem war die Situation kritisch. Als ich auf 30 Meter an den Damm heran war, — wir gingen natürlich lautlos vor —, setzten wir uns alle unter ohrenbetäubendem Hurra in Sturmschritt, und über den Graben den Bahndamm hinauf!

Zu unserm Segen hatten die Russen für die Nacht nur ein paar Posten dagelassen, die natürlich ausrissen. Zwei Kerle hat aber mein Revolver noch zur Strecke gebracht. Hinter dem Damm sammelten wir uns und warteten eine Stunde; plötzlich ging eine hurraschreiende Masse in unserem Rücken in Sturmlauf gegen uns an, — deutsche Soldaten! Wir ließen sofort Erkennungssignale blasen und verhüteten rechtzeitig noch ein fürchterliches Blutbad. — Und die Erklärung? — In dem Wirrwarr hatte der Stab nicht erfahren, daß wir den Bahndamm genommen hatten, glaubte uns vernichtet und, um selbst wenigstens durchzukommen, war er mit einer Pionierkompagnie zu Fuß — um unerkannt zu bleiben — gegen die vermeintlichen Russen gestürmt.

Bis 1 Uhr nachts kamen wir durch zwei große Dörfer, in denen jedesmal alle Gehöfte durchsucht wurden. So fingen wir etwa 200 Russen, die friedlich schliefen. Nur ein paar Kosaken entwischten uns nach Lodz zu. Jetzt waren wir schon 22 Stunden auf den Beinen, und doch stand uns noch die Hauptaufgabe des Tages bevor. 6 km vor uns lag die Stadt Brzeziny, die in russischen Händen war. Hatten wir sie genommen, so war die feindliche Hauptlinie durchbrochen und der Weg zur Heimat, zu den anderen Armeekorps, frei.

Der Weg bis Brzeziny betrug 6 km. Wir legten aber auf Umwegen etwa 18 km zurück, einmal, um von der Seite an die Stadt heranzukommen, von der man uns nicht erwartete, dann aber, weil wir uns möglichst überhaupt nicht sehen lassen wollten. Das ist uns 12000 Mann wirklich gelungen, kein Reiter, keine Patrouille witterten unsere Ankunft. Wir liefen andauernd quer durch den Tannen-

7*

wald, an der Spitze, auch zu Fuß, der alte Lietzmann, mit der Generalstabskarte in der Hand. Es war ein tolles Gelaufe zwischen Sträuchern, über Wurzeln, das der Siebzigjährige zu Fuß mitmachte.

Um ½4 Uhr früh, die beste, weil unerwarteteste Zeit, standen wir vor der Stadt.

Der General ließ Seitengewehr aufpflanzen und entladen; nur mit der blanken Waffe sollte der Feind vertrieben werden. Darauf wurde ein Schützenring um das Städtchen gebildet, der sich konzentrisch beim Vorgehen zusammenzog, keine Maus sollte entschlüpfen.

Lautlos ging's vor, und so klappten wir sämtliche Vorposten der Russen, die in ihren Erdlöchern dösten, einige erstachen wir, der Rest wurde gefangen.

Sobald die Häuser und Straßen anfingen, teilten wir uns in Sturmkolonnen, die etwa wie ein demonstrierender Umzug sich vorwärts schoben; ich ging an der Spitze einer solchen Kolonne, rechts den Revolver, links den Säbel; in jedes Haus wurden ein paar Leute geschickt, welche die Russen meist in der Falle festnahmen.

Der Markt des Städtchens lag etwa in der Mitte, und fast gleichzeitig stießen wir hier aufeinander. Erkennungszeichen ein leises Klingeln. Nun waren wir unser 12000 hier; jetzt wurden sämtliche Höfe, Speicher, Scheunen und so weiter durchsucht; ich faßte eine Menge Infanteristen, die verchlafen aus den Häusern kamen und sich wunderten, die „NJEMETZI" zu finden. Einen Dragoner riß ich an seinem umgehängten Karabiner vom trabenden Gaul auf das Pflaster runter. Der Rappe zieht jetzt unsere Feldküche. Schneidig benahm sich ein Kosak. Als wir einen riesigen Torflügel aufdrehten, sprengte er — er hatte auf diesen

Moment gewartet — mit einem Satz durch die Soldaten, und dann sauste er über den Markt weg, unverletzt von unseren Revolverkugeln, deren man ihm nicht wenige nachsandte, eine Straße lang, durchbrach auch tatsächlich die dichte Postenkette, die auf der Brücke stand, — die Straße führte über einen Fluß; übrigens gab ich dann den Befehl einen Wagen quer über die Brücke zu stellen, so daß uns keiner mehr durchkonnte — und entwischte.

Leider oder Gottseidank ereilte ihn doch noch sein Geschick, denn ½ km weiter marschierte ihm ein Zug vom Lehr-Infanterieregiment entgegen, die ihm sein Kosakenlebenslicht doch noch ausdrehten.

Als es hell geworden, fand man seine Leiche auf der Chaussee; den flinken Gaul hatte bereits ein Offizier an sich genommen.

Im ganzen fanden wir in Brzeziny 200 Kosaken, 250 Infanteristen und einen Korps-Generalstab. Leider entwischte die Exzellenz selbst, sicher in Zivilkleidung. Dafür behielten wir seine drei Autos, seine Unterhosen, lilaseidene Socken, sein Feldbett, seine Adjutanten und seine 30 wertvollen Reitpferde, u. a. einen Vollblüter von 6000 Mark Wert. Um ½5 Uhr früh durften wir unsere Quartiere beziehen; in meinem Hause waren russische Verwundete, die man sehr gut versorgt hatte. Nachtlampe, Trinkwasser, Verbandzeug, Desinfektion. Soweit ich ein Urteil habe, könnte kaum besser gesorgt sein. Es war im Hause eines reichen Ingenieurs. Ein wundervoller Rokokosalon, seidene Sessel, Riesengrammophon, das ich sofort ankurbelte; trotz allgemeinen Entsetzens mußte erst noch ein langentbehrter amerikanischer Schlager gehört werden. Arbeitszimmer, Schlafstube und was man gar nicht mehr sich vorstellen

konnte, Wasserspülung. „Noch tagelang sprach man nur davon in den besten Kreisen."

Da ich 25 Stunden auf dem Marsch oder im Gefecht gewesen, war ich froh, mich zur wohlverdienten Ruhe — angezogen, denn es konnte ja immer wieder losgehen — auf das Ledersofa legen zu können. 20 Minuten hatte ich gelegen, da kommt ein Kerl und weckt mich. „Regimentsbefehl, die Kompagnie wird alarmiert und tritt sofort an."

Fluchen konnte ich nicht mehr, ich konnte nur noch lachen. Ich hatte 25 Stunden nicht geschlafen und nichts gegessen. So nahm ich — denn meine eiserne Portion wollte ich noch nicht anreißen — einem Russen seinen wohlgefüllten Zuckerbeutel weg, was diesem nicht ganz angenehm schien, und brachte mit einigen kräftigen Sprüchlein meinen Zug auf die Beine.

Die Kerle sahen aus wie Gespenster; hohlwangig, krumm, außerdem wetterten sie in einer Tour.

Ich dachte auch: „Kellner, das Beschwerdebuch!" Grund des Alarms: Die Russen hatten die Bresche schon wieder geschlossen, und waren uns auf den Fersen. Dies war um so peinlicher, als unsere gesamte Artillerie, außer einer Batterie, d. h. 92 Geschütze und sämtliche Fahrzeuge, das ist eine Wagenreihe von 6—7 Kilometer Länge, abgeschnitten waren. So mußten wir den mit umgekehrter Front gegen heute Nacht, den Russen an den Kragen. Unsere Kompagnie lag bis mittag 12 Uhr in Reserve, dann ritt unsere Exzellenz Lietzmann durch den Ort: „Der Feind flieht, jedes Gewehr an die Front!"

6000 Gefangene haben wir noch gemacht und vom Abend bis zum nächsten Morgen zogen unsere aufgegebenen Geschütze und Bagage in die Stadt ein.

Keine Kanone, kein Wagen ist dem Feinde in die Hände gefallen. Dieser Rückzug war die hervorragendste Leistung, an der ich im Kriege beteiligt war. Für diese ist auch dem General Lietzmann der „pour le mérite" verliehen. Seine großartigen Entschlüsse waren wohl einmal, Brzeziny mit der gesamten Infanterie zu stürmen, ohne Reserve, d. h. alles auf eine Karte zu setzen, dann aber alles Gefährt und Geschütz zunächst völlig aufzugeben und nach Einnahme der Stadt rauszupauken. Weder die Tage von Namur noch die von Allenburg und Iwangorod reichen an diese Waffentat heran, zu der übrigens eine Infanterie gehörte, die neben einiger Ausdauer absolute Wurschtigkeit besaß feindlichen Kugeln gegenüber.

Hellmuth Straßmann.

Aschersleben, 2. Dezember 1914.

Ich liege seit einigen Tagen hier im Lazarett und habe reichlich Zeit, über Vergangenheit und Zukunft nachzudenken. Jetzt, nachdem ich mit klarem Sinnen stundenlang dem Tode entgegengesehen habe, und wo ich mit der Wahrscheinlichkeit von eins zu zwei rechnen muß, daß ich den Krieg nicht überlebe, jetzt gebe ich Dir einen Rat: Genieße das Leben! Du mußt mich aber recht verstehen: Wenn ich noch einmal meine ersten Semester vor mir hätte, so würde ich noch zehnmal soviel arbeiten, wie ich gearbeitet habe, würde mich aber auch zehnmal soviel der Erholung zuwenden. Du weißt nicht, wie schön das Leben ist, kannst es gar nicht wissen. In schlaflosen Nächten quält mich ein Gedanke: noch eine kurze Zeit, und dein Leben ist nicht mehr. Nicht den Tod fürchte ich, o nein;

wenn die Maschinengewehre Dir entgegenknattern, und die Schrapnells über Deinem Haupt explodieren, dann hast Du eine eiserne Ruhe. Aber jetzt das wochenlange Harren — in diesem Krieg heißt die Losung: „zur Weltmacht hindurch!" Eine herrliche Perspektive, aber ein Trauerspiel für den, der den Ausgang nicht erlebt.

Max Kaboth †

In den Karpathen, 3. Februar 1915.

Wir schwenkten links ab, passierten die letzte Feldwache und schraubten uns durch den tiefen Pulverschnee ins Tal. Nach längerer Zeit landeten wir ober dem ersten Dorfe und machten Halt. Zwei Mann schickte ich hinunter, während wir unsere Rucksäcke auspackten. Da sah ich unten, beiläufig 50 Meter unter mir, Leute gehen. Ehe ich noch mein Glas 'ran bekam, waren sie weg. Mißtrauisch lugte ich umher. Da tauchten 100 Schritte mir gegenüber die Leute auf. Tscherkessen waren es mit hohen Lammfellmützen, den Patronenbehältern auf der Brust und vorn, in der Mitte, einem krummen, kurzen Säbel. Schöne Leute, schöne Uniformen. Wir zwei aber schmissen unsere Sachen in die Rucksäcke, die zwei Kundschafter eilten eben heran, und wir keuchten den steilen Hohlweg hinauf. Im tiefen Pulverschnee wankten wir über die erste Wiese. Schon ging es los. Es pfiff nur so um meinen Kopf herum. Schon glaubte ich, vorausspurend nicht mehr weiter zu können, als wir einen Bauernhof hinter uns brachten. Etwas aufatmend liefen wir weiter in den Wald hinein. Bald mußten wir vier aber wieder auf eine Wiese und im Kugelregen quer darüber in ein Gebüsch. Beiläufig 30 Mann

standen sie bei dem Bauernhof und knallten auf uns, was das Zeug hielt. In einem Gebüsch, das sehr dicht und mit Wassergräben durchsetzt war, hatten wir es schwer. Wir mußten uns, so todmüde wir waren, durch das fürchterliche Zeug durcharbeiten, während die Äste nach allen Seiten flogen. Zur nächsten Wiese ging es hinaus. Auf das hatten sie wieder gewartet. Zugleich stieg ich aus beiden Bindungen heraus, da ich falsche Bretteln erwischt hatte, und mußte nun im ärgsten Feuer beide Bindungen enger schnallen. Einmal flog eine Kugel so dicht an meinem Kopfe vorbei, daß ich mit dem nächsten Schuß mein Abgehen in die besseren Jagdgründe erwartete. Kaum konnten wir noch weiter. Blau waren unsere Gesichter und wir wankten bedenklich; dazu wurde der Wald jetzt fürchterlich. 5—6 Meter tiefe Wasserrinnen zerrissen den Boden und wir mußten mit unseren glatten Bretteln durch den tiefen Schnee klettern; schon wieder tauchten die Kerle hinter uns auf, die auf unseren Spuren gut vorwärts kamen. Doch schon erschien auf fernem Berggipfel die deutsche Feldwache wie ein rettender Stern. Über die waldlosen Hänge spurten wir auf sie zu. Keine Stelle gab es, wo wir die Hunde hätten abpassen können, und so mußten wir wieder auf uns knallen lassen. Doch waren wir jetzt dort bedeutend schneller vorgekommen und so blieben wir stehen, und winkten ihnen herzlichen Abschied zu. Endlich hatten wir nach 2½ stündiger Jagd die Höhe wieder erreicht, und sanken in tiefem Pulver hinab bis zum Sattel. Die Deutschen hatten nur einzelne Posten aufgestellt, die übrigen hausten in den Erdhöhlen. Ganz blöd vor Ermattung fielen und taumelten wir den vereisten steilen Weg hinunter und kamen nach endlos

scheinender Wanderung endlich wohlbehalten, aber körperlich fertig an.

Paul Hillinger.

Galizien, den 8. Mai 1915.

Es war ein wundervolles Bild, das ich am 1. Mai abends vor mir hatte. Die Sonne ging hinter den aufleuchtenden weiß-roten Gipfeln der Tatra unter, ich glaubte nicht, einen Wald so mit Gold und Farben durchflossen gesehen zu haben wie der, in dem ich eben an einem mit Veilchen, Butterblumen und Gänseblümchen bestandenen Hange saß. Aber es war vielleicht nur die Idee, die alles verklärte: ganz unwahrscheinlich ist es nicht, daß dies mein letzter Abend überhaupt ist. Denn ganz allein saß ich nicht, wir waren zu fünfen, und einer, der Bataillonskommandeur, diktierte gerade die mich persönlich nahe angehenden Worte: „Also Punkt 10 Uhr morgens nach der genau festzustellenden Zeit stürmt die 8. Kompagnie die Höhe 382 und dann 376 usw. Die Höhe 382 mit Zugangswegen und den Hindernissen ist Ihnen zur Genüge bekannt?“ Das war sie allerdings, denn seit einer Reihe von Tagen wechselte die 8. Kompagnie, deren Führer ich bin, mit einer anderen in der Besetzung eines erst russischen, dann österreichischen Schützengrabenstreifens ab, der 80 m vor der Höhe 382 endete, auf der sich hintereinander drei russische Gräben hinzogen.

Die ganze Nacht verbrachte ich wachend, denn die Russen, durch das anhaltende Einschießen unserer Artillerie nervös gemacht, schossen derart auf meinen Graben, daß ich fast einen russischen Sturm in der Nacht befürch-

tete — oder auch erhoffte. Denn Glück hätten sie damit nicht gehabt. Am Morgen Punkt 6 Uhr begann ein Höllenkonzert. Die deutsche und österreichische Artillerie hatte sich an den vorhergehenden Tagen genau eingeschossen, und jetzt rasten mit dem jedem Geschoß eigentümlichen Geräusch — Heulen, Singen, Pfeifen, Brummen, ohrenbetäubendem Krachen — Schrapnells und Granaten in die russische Stellung. Die unbeschreiblich widerwärtig aussehenden grau-schwarzen Einschläge der Granaten, weiße deutsche Schrapnellwolken, weiß-rote österreichische Sprenggeschoßwolken verhüllten den Russengraben, aus dem unaufhörlich das Rollen des Gewehrfeuers und das einförmige Ticken der Maschinengewehre tönte. Eine unendlich lange Viertelstunde lag ich von 9,45 Uhr bis 10 Uhr an einer der Sturmluken meines Grabens, die Uhr in der Hand, die Führerpfeife im Munde. Ab und zu fragte leise in ungewohnter Vertraulickeit ein Grenadier: „Noch nicht bald, Herr Graf?" „Nein, noch fünf — noch zwei — noch anderthalb Minuten." — Dann drei gellende Pfiffe — und ich weiß nur noch von einem rasenden Vorwärts, Hurragebrüll, wildem Angstschreien der völlig zerschmetterten Russen — ich heule geradezu meine Befehle — endlich sitze ich im Walde — schreibe, ja schreibe die korrekte Meldung an Herrn Hauptmann v. B., Führer des 2. Bataillons, . . . G.-R. z F.: „Habe die Höhe 382 soeben genommen, geringe Verluste, gehe weiter vor. Graf Groeben, Leutnant und Kompagnieführer."

Weiter — plötzlich kurz vor der Höhe 376 im Walde ein Schlag, ich stürze nach vorn, ebenso der Führer des Zuges, bei dem ich bin, dicke Bäume knicken wie Rohre, der scheußliche, schwarzgraue Staub zweier einschlagender Granaten verhüllt alles — unsere eigene oder die öster-

reichische Artillerie weiß nicht, daß wir schon so weit vor sind, und wir sind im eigenen Feuer. Gott sei Dank, hat uns nur der Luftdruck umgeworfen, das Seitengewehr auf meinem Karabiner ist zerschossen, und ich habe einen kleinen Holzsplitter im Gesicht — einen Mann mit einer neuen Meldung zurückgejagt — weiter! Höhe 376 ist genommen. Wer ist noch bei mir — Soldaten vom anderen Regiment, ein versprengter Leutnant einer anderen Kompagnie, der mit drei Mann dieser noch voraus ist — ich brülle: „Alles hört auf mein Kommando — halbrechts auf der offenen Lichtung Schützenvisier 1200/1100, Schützenfeuer!" Zu weit! „Visier 1000/1100, lebhafter feuern! lebhafter!!" — meine Stimme überschlägt sich — ich pfeife, versuche weiter zu brüllen — schießen — weiterstürmen — — alles verliert sich wieder im Gedächtnis. Maschinengewehre kommen, der Leutnant, der sie führt, ersucht mich, ihn zu decken, da wir von beiden Seiten in die allerdings total zerrissene Russenfront geraten sind — er jagt noch ein paar scharfe Grüße in die wild zurückflutenden graugrünen Massen, dann sammeln wir uns allmählich nach der von uns längst überschrittenen vordersten Grenze, die unserem Vordringen eigentlich gesetzt war. Mein erstes Gefühl war nicht Siegesfreude, sondern Furcht vor „Anpfiff". Aber trotzdem — 600 Gefangene, 3 Maschinengewehre usw. — bekomme im Augenblick Befehl, Höhe 357 und nordwärts davon zu stürmen. Also Schluß. Vielleicht Abschied!

Artur Graf v. d. Groeben †.

Reserve im Walde von Roshan, 24. Juli 1915.

Seit dem 1. Juni wurden hier kleine Angriffe angesetzt, die alle den Zweck hatten, uns für den Durchbruch eine

gute Angriffstellung zu geben. So nahm unser Bataillon am 13. Juni die Cerwona Gora, eine kleine Höhe, bei Jednorozek, in einem Nachtangriff, und so an der ganzen Ostfront. Vom 1. Juli an wurden überall Sturmstellungen angelegt, schmale Gräben 100 Meter vom Feinde ab, in denen wir uns mit Leitern, Handgranaten, bereitstellten. Ferner krochen nachts unsere beherzten Pioniere und auch Infanteristen unter das russische Drahtverhau, legten Sprengminen, zündeten sie an und bahnten uns schon vorher die so sehr notwendigen Gassen. Dann kam unheimlich viel neue Munition und schwere Artillerie, die sich auf den Feind einschoß. Unsere Flieger photographierten von oben die russischen Stellungen, so daß jeder Zugführer, ja jeder Unteroffizier genau wußte, wie es drüben aussah. Endlich wurde der 13. Juli bekannt gegeben mit dem Stichwort „Hochzeitstag". Um ½1 nachts bezog die Infanterie die Sturmstellungen, jeder Mann eine Drahtscheere und fünf Handgranaten, zwei eiserne Portionen und 200 Patronen. Um 4½ Uhr begann unsere Artillerie ihr Vernichtungswerk. Granate auf Granate ging in die russischen Gräben bis 8 Uhr.

Von 8 bis 8½ Uhr gab es Schnellfeuer und von 8½ bis 8,42 Uhr Trommelfeuer, die höchste Steigerung; es gingen in Breite von 200 Metern in diesen 12 Minuten pro Sekunde etwa 10 Granaten in die russischen Gräben. Die Erde dröhnte.

Unsere Kerls brannten auf den Angriff, unsere segensreiche Artillerie riß sie förmlich vorwärts. Die Kompagnie war in vorderster Linie und sollte in 3 Wellen vorgehen. Als der älteste Offizier führte ich die vorderste Reihe, so krabbelte ich um 8,41 bereits aus dem Graben, winkte den Leuten mitzukommen und im Schnellfeuer ging es die Höhe

hinauf, das Drahtverhau wies zum Glück verschiedene Löcher auf, und wir kamen glatt durch. Wir waren 40 Meter vor den Sibirern; es war ein Schützenregiment; und trotz der verheerenden deutschen Granaten begannen sie ein ganz nettes Maschinengewehr- und Flintenfeuer, aber es war zu spät, wir waren ran, und als unsere Bajonette anfingen zu arbeiten, da ergab sich der Feind oder lief weg; es kamen wenig davon; denn bei der kurzen Entfernung saß jeder Schuß.

Unsere Grenadiere waren wie die Teufel. Die Kompagnie machte 86 Gefangene und schoß wohl 50 Mann runter. Eigene Verluste waren 3 Tote und 11 Verwundete. Einer der Besten fiel neben mir beim Sturm, als er gerade „Hurra“ anstimmte; er bekam einen Herzschuß und hatte einen glücklichen Tod, denn er fiel gleich leblos hin.

Dieser Sturm, den Hindenburg aus nächster Nähe leitete, gelang auf der ganzen Front, und brachte 13000 Gefangene, 17 Geschütze. Nachmittags wurden wir abgelöst, ein anderes Regiment stürmte die nächste Russenstellung, während wir zur Belohnung in Reserve kamen.

Mit diesem zweiten Sturm, der ebenfalls verlief, wie Hindenburg ihn befohlen, war die Front völlig durchbrochen und der Russe mußte von Lomsha bis Warschau zurück, sollte nicht die ganze Streitmacht eingekreist werden.

Am späten Abend wurden wir alarmiert, der Russe sei in vollem Rückzuge, und als ob der Stellungskrieg nicht schon seit dem 1. März hier angedauert hätte, waren alle Geschütze, Fahrzeuge und Kolonnen sofort marschfertig, und eiligst ging die Verfolgung an. Die Kosaken sengen die ganze Gegend ab; so daß wir durch rasches Nachdrängen manches Dorf vor der Mordfackel bewahrt haben.

Am 15. stellte sich der Russe am Orzyc in einer vierfachen, märchenhaft ausgebauten Stellung, drei Drahthindernisse, bombensichere Eindeckungen und der Fluß als Hindernis. Unserem Nachbarregiment, einem Reserveregiment, fiel der schwere Sturm zu. Dreimal setzten sie an, aber trotz unsinniger Artilleriewirkung hielt der Russe Stand. Beim vierten Sturm endlich gelang das schwere Werk; die Orzycstellung, eine Stellung von furchtbarster Verteidigungsstärke, war durchbrochen; das war, glaube ich, der größte Erfolg der Offensive. Vor unserem Regiment ging der Russe ohne Kampf zurück und ersparte uns dadurch jeglichen Verlust. Am 19. kam dann ein letzter Sturm auf eine Höhe, dieser gelang ebenfalls, und wir standen vor Roshan, der Narewfestung. Unsere Kompagnie fand in einem Landhaus Quartier für vier Tage. Es war die Villa eines geflüchteten Arztes aus Roshan.

Bei unserem Kommen war der halb abgegessene Teetisch noch da, die Bewohner geflüchtet. Es war eine herrliche Zeit. Vier Salons, weiße, läusefreie Bettwäsche und vor allem ein deutscher Konzertflügel. Wir lebten wie „bei Tante auf dem Gut“. Am 22. hatte das Idyll ein Ende. 2. Bataillon stürmt Dorf Miluny, eine Festungsvorstellung; 30 Meter Drahtverhau; uns wurde traurig zumute, daß unser Quartier verlassen werden sollte. Um ½12 Uhr mittags sollte Sturm sein. Wir hatten eine unheimlich freigebige Artillerievorbereitung, 30,5 cm Haubitzen der Österreicher und sogar eine „dicke Berta“ erleichterten unserer Infanterie ihre Aufgabe. Dazu fünf Minenwerfer. Die 30,5 cm machten einen Krach, als ob die Hölle losgelassen wäre. Als wir in die erste Stellung kamen, waren die Russen geflüchtet, beschossen uns um so heftiger aus

der zweiten, die in 10 Minuten auch genommen war. Aus Rache befeuerte uns die russische Artillerie unaufhörlich mit Granaten den ganzen Tag, schließlich merkten wir es gar nicht mehr. Um 6 Uhr nachmittags bekam ich noch einen Extraauftrag, nämlich eine rechte Flankenstellung zu besetzen. Ich hatte das Glück, mit 32 Grenadieren 64 Russen gefangen zu nehmen. Hielt mich drei Stunden in dem eroberten Graben, bis drei Kompagnien Jäger mir die heißersehnte Verstärkung brachten. Zweimal wollten die Russen mich angreifen, aber jedesmal erkannte es rechtzeitig unser Artilleriebeobachter, und setzte einige Salven in die Angreifer; abends versuchten die Russen noch einmal Gegenangriff, der aber in seinen kümmerlichen Anfängen bereits erstickt wurde. Um ½12 Uhr nachts kam Ablösung, dann mußte ich für die Nacht noch Führung einer Kompagnie übernehmen, deren Führer gefallen war. Dann kam 7 Uhr früh die Feldpost mit prächtigen Sachen und einem Brief von Mutter, in dem sie schrieb, „sie wäre beruhigt, daß ich zurzeit einen Lehrkursus durchmache und doch etwas mehr in Sicherheit wäre“. Daß der Kursus infolge der Offensive ausfiel und daß die Gefechte anfingen, konnte sie nicht wissen. Aber es war doch komisch, das hier zu lesen.

Danach schlief ich zehn Stunden, und wir blieben zwei Tage in Reserve. Heute haben nun die Russen die Festung Roshan in die Luft gesprengt, und wir haben die Narewlinie forciert, Rußlands stolzestes Befestigungswerk ist durchbrochen, die erste Binnenfestung gefallen. Und nun kommt mit Macht der Angriff auf Warschau.

Hellmuth Straßmann.

2. August 1915.

Ich habe seit der Offensive dreimal in vorderster Linie gestürmt, von meinen 75 Mann sind immer noch 50 da; also Verluste sind nicht so schlimm. Gegen die Tage in Südpolen (Oktober 1914) ist es harmlos; Dank der Artillerievorbereitung hat selbst der Stacheldraht seinen Schrecken verloren. Wißt Ihr, daß das ... Garderegiment als erstes die Bahn Ostrolenka—Warschau erreichte? Noch immer ist die Garde der Schrittmacher. Und unser Regiment ist noch immer seinem Grundsatz treu geblieben: der Angriff, der befohlen wird, wird auch ausgeführt. Bis jetzt haben wir noch keinen Befehl bekommen, der nicht ausgeführt wurde.

Hellmuth Straßmann.

Vor Ostrow, 8. August 1915.

Herrliche Tage waren das jetzt! Ich habe innerhalb einer Woche mit meinen prächtigen 40 Kerls 2 Maschinengewehre, 1 Revolverkanone, 4 Offiziere und 880 Mann gekitscht. Anbei noch eine Bescheinigung. (Empfangsbescheinigung der Division über abgelieferte Gefangene) Rußland steht vor dem Ende. Gestern bekam ich beim Sturm einen Hautkratzer unterhalb des rechten Schulterblattes. Heftpflaster genügte. Ich führe die 8. Kompagnie.

Hellmuth Straßmann.

Am Ufer der Save, 7. Oktober 1915.

Daß wir nun gegen die Serben kämpfen! Daß unsere Zelte da aufgeschlagen sind, wo früher die buntschimmernden Truppen des Prinzen Eugen stritten, wo die Biwakfeuer reichsdeutscher Truppen loderten! „Zelte, Posten, Werda-

rufer — Lust'ge Nacht am Donauufer!" Etwas von der Stimmung dieses alten Liedes ist in uns. Kroaten, Slowenen, Tschechen, Magyaren, Slawen wimmeln durcheinander, verschieden in Tracht, Sprache und Gebärde. Der ganze Platz, auf dem unsere Fahrzeuge stehen, ist mit Zelten bedeckt. Darin wird gewohnt und geschlafen. Gestern regnete es in Strömen und prasselte auf die Zeltdecke. Wir saßen drinnen beim Schein einer Kerze. Draußen böllerte es ununterbrochen: deutsche und österreichische Geschütze vor Belgrad, feuernd auf die jenseitigen Befestigungen, den Übergang über die Save erzwingend. Er ist erzwungen! Ein Teil unserer Truppen ist drüben, vielleicht kommen wir heute Abend mit unseren Mörsern nach. Hier geht's schnell. Ereignis reiht sich an Ereignis. Vorwärts, immer vorwärts!

So schmeißt das Leben uns umher an Orte, nach denen der Traum des Schulknaben ging, auf denen er sich die blutigen Schlachten gegen die Türken in grellen Farben ausmalte. Eine große Sehnsucht lebt in uns: nach dem Süden, nach dem Ufer jenseits, nach dem ganzen Balkanland. Bis zum Hals hinauf stecken wir voll von dem Verlangen, die Serben von Angesicht zu Angesicht zu schauen, ihnen die Faust ins Gesicht zu schlagen. Kommt heute Abend der Befehl zum Stellungswechsel nach vorwärts, so wird uns zumute sein, als ging's in den Himmel hinein.

Gerhart Pastors.

Druck von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.
